Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 66 (1946)

Artikel: Das ausgestorbene Constaffelgeschlecht der Beyel

Autor: Schnyder, Werner / Richard, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985601

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das ausgestorbene Constaffelgeschlecht der Beyel.

I. Der Ahnherr Werner Benel, 7 1545.

Von Dr. Werner Schnyder.

Der Nat von Zürich hat am 1. Februar 1529 an Stelle des plöklich verstorbenen Stadtschreibers Dr. iur. Wolfgang Mangold den Notar des bischöflichen Gerichtshofes Basel, Werner Beyel, gewählt. Der dreifache Wechsel von Beruf, Glauben und Wohnort hat sich nicht nur unter eigenartigen Umständen vollzogen. Er hat als Begleiterscheinung zudem ein archivarisches Kuriosum geschaffen, über das in der Literatur noch kaum ein Hinweis verlautet ist. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch eine Abklärung über die Streitsrage wegen der Herkunft Werner Beyels angezeigt erscheinen, die auf eine Verwechslung von Heimatsort und Geburtsort zurückzusühren ist.

Die Benel oder Bygel, wie sich die Familie bis um 1700 benannte, stammten aus dem elsässischen, damals unter österreichischer Herrschaft stehenden Städtchen Sennheim. Geburtsort Werner Beyels aber war Rüsnacht am Zürichsee. Das Seburtsjahr läßt sich nicht mehr genau bestimmen¹). Die Familienchronit²) erzählt, daß sein gleichnamiger Vater als

¹⁾ Die Geburt soll nach eigenen Aufzeichnungen Werner Veyels in die Regierungszeit von Papst Alexander VI. gefallen sein und wäre also nach 1492 anzuseten. Gegen diese Angabe sprechen indessen die beiden Tatsachen, daß Werner Veyel bereits 1508 zum Notar ernannt wurde und 1509 verbeiratet war.

²⁾ Die Familienchronik, die mit etwelcher Vorsicht zu benützen ist, befand sich zur Zeit Josias Simmlers, 1530—1576, noch im Besitze der Familie Beyel. Der von Simmler besorgte Auszug liegt auf der Zentralbibliothek Zürich, Ms. S. 22, Ar. 5.

ebemaliger erzberzoglich österreichischer Hosbeamter nach Rüsnacht übergesiedelt sei und sich mit Margareta am Stad verheiratet habe. Nach dem frühen Tode der Eltern habe sich der geweckte Knabe der besondern Gunst seines Taufpaten, des Romturs der Johanniterkommende Rüsnacht3), erfreut. Es handelt sich um Romtur Werner Marti, der 1496 krankbeitshalber sein Amt aufgeben mußte, aber noch einige Rabre im Johanniterhaus Rüsnacht weiterlebte, wie aus seiner mehrmaligen Beteiligung an der Lotterie des Zürcher Freischießens von 1504 geschlossen werden kann⁴).

Der Knabe erhielt in der Johanniterkomturei Rüsnacht bis zum achten Lebensjahr eine fürsorgliche Aufnahme. Auf diese Rüsnachter Augendzeit ist es nun zurückzuführen, wenn Werner Benel sowohl beim Eintrag seiner Wahl in das Zürcher Ratsbuch⁵), wie bei der Aufnahme ins Zürcher Bürgerrecht als von Rüsnacht stammend bezeichnet wird6). Daß diese weit verbreitete Angabe jedoch auf einem Frrtum beruht, ergibt sich aus zahlreichen Unterschriften Benels als Notar, wobei er

jedesmal Sennheim als Heimatsort anführt.

Auf Romtur Martis Wohlwollen hin war es Werner Beyel sogar vergönnt, in Basel Jurisprudenz zu studieren. Er wird in der Universitätsmatrikel der Jahre 1507—1508 als "Wernherus Bipennis⁷) ex Sennheim, famulus notarii Nicolai Haller" aufgeführt8). In der Amtsstube des Notars und Ratsschreibers Haller im Hause "zum Falkenberg" ist am 15. September 1508 auch die Ernennung Benels zum apostolischen Notar vollzogen worden⁹). Kurz darauf muß ferner die Wahl zum Notar der beiden bischöflichen Kurien, sowohl derjenigen

4) Der Glückshafenrodel des Freischießens von Zürich, hg. v. Friedrich

Begi, Zürich 1942, Seite 127, Anmerkung 1.

9) Eine Abschrift des Ernennungsaktes findet sich im Stal Bürich, A 354. 2.

³⁾ Die in der neuen Zwingli-Ausgabe, Band X, S. 1, vorgeschlagene Identifizierung mit dem spätern Komtur Konrad Schmid 1519—1531 fällt aus zeitlichen Gründen ganz außer Betracht.

⁵⁾ Staatsarchiv Zürich, B VI 250, Bl. 269 v.: "Wernher Byell von Rüknach".

⁶⁾ Zürcher Bürgerbuch, S. 381: "Wernher Bygel von Rüßnacht ist zu Burger und Stattschryber angenomen und geschworen uff unser Frowen zur Lichtmes abit" (1. Februar) 1529.

^{7) &}quot;Bipennis" ist die lateinische Übersetzung des deutschen Wortes "Beil". 8) Für den Aufenthalt Beyels in Basel siehe die ausführlichen Quellenangaben bei Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, III, S. 45*.

des Offizials über die ganze Diözese Basel, wie derjenigen des Erzpriesters über die Stadt Basel und die sieben freien Dörfer, erfolgt sein, denn er zeichnet bereits am 17. August 1509 in dieser Amtsstellung¹⁰). Benel diente ferner der Universität Basel als Protokollführer und 1526 übertrug ihm die Familie Reich von Reichenstein das Amt eines Schaffners. Werner Beyel unterschrieb die von ihm ausgestellten Urkunden mit folgendem Wortlaut: "Ego Wernherus Bygel de Sennheim, clericus Basiliensis dyocesis, cum unica et virgine coniugatus, sacra apostolica auctoritate publicus necnon venerabilium curiarum ecclesiasticarum Basiliensium collateralis notarius et scriba iuratus". Die dabei verwendete Ausdrucksweise "cum unica et virgine coniugatus" ist nicht weiter verwunderlich, denn die Verheiratung von Klerikern, die nur die niedern Priester-Weihen empfangen hatten, war damals keine Seltenheit¹²). Doch steht der Familienname der Chefrau, Margaretha Rieher oder Ryhiner, nicht sicher fest¹³). Werner Beyel hatte bei der Zunft "zur Gartnern" Aufnahme gefunden und war 1515 als Zünfter zum Zug in die Lombardei aufgeboten worden.

5tA Bürich, A 354, Vistum Vasel, Mappe 2.
Erstmals am 17. August 1509, StA Bürich, A 354, Vistum Vasel,

Mappe 2.

13) Nach der Familienchronik wäre Beyel mit Margaretha Rieher, einer Schwester der beiden Chorherrn Eucharius und Jakob Rieher verheiratet gewesen. Rakob Rieher ist tatsächlich als Chorherr des Basler Stifts St. Peter bezeugt, während Eucharius Gewantmann war, vgl. Altensammlung zur Geschichte der Basser Reformation, bg. v. Paul Roth, Bd. I, S. 204—205, II, S. 360.

Anderseits bezeichnet der Basler Stadtschreiber Heinrich Aphiner am 22. Oktober 1532 den Zürcher Stadtschreiber Werner Benel als seinen Schwager, Stal Bürich, A 230. 3, Alten zum 2. Rappelerkrieg, so daß August Burdhardt in Benels Gattin die Schwester von Heinrich Ryhiner erblickte, vgl. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde II, Basel 1903, S. 37.

Der Eintrag im Zürcher Totenbuch vom 31. Januar 1552 "Margaretha Ayeherin" vermag zur Zuweisung zu einem der beiden ähnlich lautenden Geschlechtsnamen Riecher und Anhiner ebenso wenig eindeutigen Aufschluß zu geben.

¹²⁾ Ein anderer Notar, Johannes de Eyl, bezeichnet sich 1403—1407 mehrmals als "clericus uxoratus", vgl. Stal Zürich, C II 10, Ar. 166; Stadtarchiv Zürich, IA, Nr. 274; Rud. Thommen, Urk. aus österreich. Archiven II, S. 474, Nr. 651. Dagegen benennen sich sowohl Gregorius Brunswiler 1483 als auch Johannes Stamler 1541 wieder "clericus coniugatus", Stal Bürich, C II 16, Ar. 433 und C II 6, Ar. 300.

Der bischöfliche Notar hatte bereits volle zwanzig Jahre zur Zufriedenheit und mit großer Sachkenntnis seines Amtes gewaltet, als ihn die Zuneigung zur reformierten Lehre mit seiner Stellung als Beamter des Bischofs von Basel in nicht geringe Sewissensnot versett haben mochte. Wie wenn er eine Abnung von den kommenden schweren Ereignissen in Basel gehabt hätte, richtete Benel am 2. Januar 1529 an Ulrich Zwingli und am 4. Januar an den bereits früher nach Zürich übergesiedelten Konrad Vellikan Bittbriefe um Berücksichtigung bei der Besetzung der frei gewordenen Stadtschreiberstelle in Bürich14). Bei diesem Anlaß fügte er zum erstenmal seiner Unterschrift das Adjektiv "Tigurinus" bei. Wohl am eindringlichsten wirkte aber das Empfehlungsschreiben von Johannes Oekolampad an Ulrich Zwingli, worin Benel nicht nur als tüchtiger Notar, sondern auch als zuverlässiger Anhänger der neuen Lehre zur Wahl empfohlen wird¹⁵). Dieses Argument bewog auch Zwingli, für Benel einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch die Feindschaft der selbstbewußten Familie des Gegenkandidaten — es handelt sich wahrscheinlich um Kans Edlibach. den Sohn des Chronisten Gerold Edlibach¹⁶) — zuzuziehen. Mit einer kleinen Stimmenmehrheit fiel Venel im Sebeimen Rat der Sieg zu.

Es ist nun von besonderer Bedeutung, daß die Uebersiedlung des neuen Stadtschreibers Werner Beyel nach Zürich, die bald nach dem 1. Februar 1529 erfolgt sein muß, mit dem Basler Bildersturm vom 9. Februar 1529 zeitlich zusammenfällt. Ob sich dabei Beyel bewußt vom Sedanken leiten ließ, die nach

15) Zwingli Ausgabe, Band X, S. 4, Ar. 792.

¹⁴) Vom Schreiben Werner Beyels an Ulrich Zwingli, das in der neuen Zwingli-Ausgabe, Band X, S. 1, Nr. 791, abgedruckt ist, enthält die Mappe A 354.2 zwei Entwürfe. Sben da liegen die Vorlagen für die Schreiben an Konrad Pellikan und einen andern, unbekannten Adressaten, ferner ein Entschuldigungsschreiben vom 30. Januar 1529 der beiden Basler Ratsherren, des Münzmeisters Wolfgang Üder und des Soldschmieds Balthasar Angelradt, daß sie wegen dringender Seschäfte nicht ein zweites Mal mit Beyel nach Zürich reisen könnten. Diese Materialien sind bei der Edition der Zwingli-Ausgabe nicht herangezogen worden.

¹⁶⁾ Hans Georg Wirz: Zürcher Familienschicksale im Zeitalter Zwinglis, Zwingliana, Band VI, S. 551 ff. In diesem Zusammenhang wird die von J. C. Mörikofer, Ulrich Zwingli, 2. Teil, Leipzig 1869, S. 129, vertretene Ansicht, wonach der Konkurrent der damalige Unterschreiber Burkhard Wirz gewesen sei, mit guten Gründen abgelehnt.

Bürich mitgeführten Basler Archivalien vor der Zerstörung zu retten oder ob er von vorneherein beabsichtigte, sich für den neuen Wirkungskreis Mustervorlagen der verschiedensten Arten von Urkundenausfertigungen zu verschaffen, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Das Entscheidende ist und bleibt, daß Benel Entwürfe und Abschriften von in seiner zwanzigiährigen Wirksamkeit als Notar ausgestellten oder vidimierten Urkunden nach Bürich gebracht und der Bürcher Stadtkanzlei überlassen hat. Diese Materialien sind beute Eigentum des Staatsarchivs Bürich und werden unter der Bezeichnung A 354, Bistum Basel, Mappe 2, aufbewahrt. Um ihre Bedeutung zu ermessen, haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß das bischöfliche Gericht für jeden Angehörigen des Bistums Basels frei und offen war. Das Tribunal auf dem Münsterplatz diente vor allem als Beurkundungsinstanz. Dies war ja auch das eigentliche Wirkungsfeld von Notar Werner Benel. Die Vielgestaltigkeit dieser Tätigkeit tritt schon rein äußerlich in den Titelüberschriften bervor. Es erscheinen die verschiedensten römisch-rechtlichen Urfundengattungen: instrumenta appellationis, citationis, constitutionis, emptionis, investiturae, obligationis, ordinationis, sententiae, traditionis und venditionis, aber auch Tarife für die Erhebung der entsprechenden Gebühren¹⁷).

Neben den verschiedenen Urkundenformen ist es aber namentlich das ansehnliche Namensgut, das weitere Rreise interessieren dürfte. Es treten nicht nur Stadtbürger und Landbewohner in Erscheinung, sondern es sind gerade die Adelskreise, die weltliche und klösterliche Geistlichkeit und nicht zuletzt die Vertreter der Basler Hochschule, welche das bischöfliche Hofgericht bevorzugt haben. So wird der Geschichtsforscher, der sich mit der Personen- und Lokalgeschichte Basels und seiner nähern und weitern Umgebung von 1508—1529 befaßt, auch diesen Rürcher Archiv-Bestandteil in sein Blickseld ziehen müssen¹⁸).

¹⁷⁾ Da sich einzelne Abschriften auf Stücke beziehen, die bis ins Jahr 1287 zurückreichen, so ergibt sich auch für die Edition von Urkundenbüchern eine kleine Ausbeute.

¹⁸⁾ Den Hauptteil des bischöflichen Archives hat indessen der Bischof von Basel 1529 bei seinem Wegzug nach Pruntrut mitgenommen. Es wurde 1792 beim Einfall der Franzosen nach Konstanz, später nach St. Pölten bei Wien geflüchtet und konnte erst 1818 wieder in die Schweiz zurückgeführt werden. Der Basel betreffende Teil liegt seither im Staatsarchiv Basel-Stadt, Repertorium S. 477—480. Der bernisch-jurassische Bestand wurde 1898 von Pruntrut nach Bern übergeführt und dem Staatsarchiv Bern einverleibt.

Als Zürcher Stadtschreiber wurde Werner Benel ein volles Maß Arbeit zuteil. Der neue Amtsinhaber erhielt noch im gleichen Monat Februar 1529 Gelegenheit, seine Rechtskenntnisse unter Beweis zu stellen¹⁹). Vom 22. bis 25. Februar 1529 lief in Luzern der Prozeß mit dem Pamphletisten Dr. Thomas Murner, wobei Werner Benel dem Zürcher Gesandten Hans Wegmann als iuristischer Berater beizusteben hatte. Sein Tagebuch über diese Verhandlungen erweist sich heute noch als eine vorzügliche Auskunftsguelle²⁰). Nachdem Benel diese Feuerprobe bestanden hatte, wurde er nun öfters den Zürcher Boten Diethelm Röift und Rudolf Thumisen bei wichtigen Traktanden der eidgenössischen Tagsahung als Berater beigegeben. So war Benel dabei, als am 22. September 1529 in Baden der Beibrief zum ersten Landfrieden abgefaßt wurde. Benel ging anfangs Ranuar 1530 mit nach Straßburg zum Abschluß des "dristlichen Burgrechts" mit der Stadt Straßburg und wirkte im Mai und August 1530 bei der vertraglichen Regelung der Schirmorte Zürich und Glarus mit den Gotteshausleuten von St. Gallen mit. Ihn sandte der Bürcher Rat zusammen mit Bürgermeister Röist nach Basel zur Aufrichtung des "Hessischen Verstands", des dristlichen Verständnisses der Städte Burich. Basel und Straßburg mit Landgraf Philipp von Hessen vom 18. November 1530. Der Zürcher Stadtschreiber erschien im Sommer 1531 auf drei Tagsatzungen in Bremgarten, im September in Aarau und noch anfangs Oktober 1531 in Bern. Da verursachte der Tod Ulrich Zwinglis auf dem Schlachtfeld von Rappel auch für Werner Benel einen plötslichen Wechsel der Verhältnisse. Benels außenpolitische Tätigkeit war zu Ende. Er erscheint auf keiner einzigen gemeineidgenössischen Tagsakung mehr. Offenbar hat der Stadtschreiber als engster Mitarbeiter Bwinglis gegolten und konnte nach dem folgenschweren Waffengang von Rappel bei der nun vermittelnden Politik des Zürcher Rates gegen außen nicht mehr in vorderster Linie auftreten.

Um so intensiver widmete sich jetzt Stadtschreiber Werner Beyel den engern Aufgaben seines Amtes. Wer im Staatsarchiv Zürich die Abteilung Satzungs- und Verwaltungsbücher, B III, durchgeht, wird ab und zu auf die Spuren von Werner Beyels Tätigkeit stoßen. Der Stadtschreiber regte nicht nur

 ¹⁹) Für das Folgende vgl. Eidgenössische Abschiede, Band IV. 1 b.
²⁰) StA Zürich, E I 10.1, Kirchenakten betr. Religionsschmähungen.

die Anlage von Formularbüchern an²¹). Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Rodisikation von Rechtsbüchern. 1534 gab Beyel dem Amtsrecht der Herrschaft Rnonau, 1538 demjenigen der Herrschaft Regensberg die neue Fassung²²). 1539 wurde die geltende Sesekgebung des Zürcher Rates in einem neuen Band angelegt, der seines dunkeln Ledereinbandes wegen heute den Namen "Schwarzes Buch" trägt²³). Die große Bedeutung, die diesen Arbeiten zugemessen wurde, kommt auch äußerlich zum Ausdruck. Diese Rechtsbücher sind nicht auf Papier, sondern auf dem haltbareren Beschreibstoff, dem Pergament, geschrieben.

Die künstlerische Ausführung der Titelblätter wurde jeweilen dem bekannten Maler Hans Alsper übertragen. Als Motiv bediente sich Alsper der heute noch üblichen Verwendung der beiden Löwen als Schildhalter²⁴). Der darüber angebrachte Reichsadler mit der Reichskrone ist nach der Loslösung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reich 1648 in Abgang gekommen. Die poetische Fassung geht wohl auf Werner Veyel selber zurück. Ein anderes Erzeugnis seiner Lust zum Verseschmieden schmückte seit 1540 die Vürgerstube des Rathauses Zürich. Es bat folgenden Wortlaut²⁵):

> Vist dultig, das ist myn Raat, Wann dir din Swalt und Ampt angadt, Das dich nit haßte jederman, Dir gschech, wie der andern ouch sunst tan. Rein Teil besunder laß dich dören.

²¹⁾ Stal Bürich, B III 27. In diesem Formularbuch "wegen frömbder und eigner, miner gnädigen Herren Collaturen" findet sich auf Bl. 11 ein Empsehlungsschreiben Werner Benels vom 25. Februar 1536 an Abt Ludwig von Einsiedeln, worin er für seinen Bruder Caspar Benel in Anbetracht seiner zahlreichen Kinderschar um Versehung von der schlecht besoldeten Pfarrpfründe von Weiningen nach Schwerzenbach nachsucht (Freundl. Hinweis von Herrn Staatsarchivar Dr. Anton Largiader). Der Plan kam zwar nicht zur Ausführung. Dafür wurde Caspar Benel 1537 Pfarrer der Gemeinde Buchs im Furttal, starb aber bereits 1542.

²²) Sta Zürich, B III 72 und 76.

²³⁾ Stal Zürich, B III 4.

²⁴) Diese heralbischen Miniaturen sind eingehend beschrieben von Diethelm Fretz, im Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1923, S. 215—17 und Walter Hugelshofer, in Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Vd. XXX, Heft 4, S. 91/92.

²⁵⁾ Zentralbibliothek Zürich, Mf. S. 22, Nr. 5.

Der andren Thun dargägen hören. Im Urteylen bist nit zu gaach, Bedänk dich woll, dring nit uff Raach, Dann hitzig, unbedachter Raat Vil Land und Lüt verderbet hat. Bracht sie in Not und dört in der Sell, Davor uns Sot all bewaren wöll.

Stadtschreiber Werner Beyel starb im Jahre 1545. Gleichzeitig mit der Bestellung seines Nachfolgers Hans Escher wurde Werners Sohn, der bisherige Rechenschreiber Hans Jakob Beyel, am 7. Oktober 1545 zum Unterschreiber gewählt. Diese Wahl war in der Meinung erfolgt, daß der Sohn seine Mutter auf eigene Rosten ohne weiteren Zuschuß durch die Stadt erhalte²⁶). Ein seltsamer Zufall hat es gesügt, daß der letzte männliche Nachkomme, Dr. Franz Beyel-Stähelin, wieder in Basel lebte und 1942 auch dort gestorben ist. So hat sich der Ring wieder geschlossen.

II. Die Nachfahren von Werner Benel.

Von Dr. Emil Richard, Gersau.

Einleitung.

Dr. Christian Beyel, der am 16. Januar 1941 im 86. Altersjahr starb, und Dr. Franz Beyel, der schon ein Jahr später am 23. März 1942 seinem Vater im Tode folgen mußte, waren die beiden letzten männlichen Abkömmlinge eines seit 1529 der Sesellschaft zur Constaffel angehörenden Bürcher Seschlechtes. Viele Leser kannten sie wohl persönlich und erinnern sich auch noch der Nachruse an die beiden liebenswürdigen Constaffler. Dagegen wird es wohl nur Wenigen bekannt sein, daß Dr. Christian Beyel in den Jahren 1924—1938 unter vier Malen Lebenserinnerungen geschrieben hat. Sie sind dieses arbeitsamen Mannes letztes und vielleicht auch verdienstvollstes Werk.

²⁶) StA Zürich, B VI 256, Ratsmanual 1545, Bl. 156.

Nach dem Tode des Sohnes wurden sie mir von der betagten Mutter, einer entfernten Verwandten meiner Frau, zur beliebigen Verwendung übergeben. Diese umfangreichen, mit zierlicher kleiner Schrift von Hand geschriebenen Aufzeichnungen würden zusammen ein Vuch von mehreren hundert Seiten füllen. Sie bilden aber kein zusammenhängendes Sanzes; jede Fassung ist vielmehr ein wieder anders aufgebautes selbständiges Opus. Um daraus ein einheitliches, abgerundetes Vuch zu machen, wäre eine gründliche Ueberarbeitung notwendig. In meinen beiden Vorträgen, die ich in der Sesellschaft zur Constaffel am 8. März 1944 und 7. März 1945 hielt, und deren leicht verkürzte Wiedergabe die folgende ist, wollte ich mich darauf bescheiden, in freier Venützung des reichhaltigen Materials den Hörern einen Einblick zu geben in das Werden und Vergehen eines vierhundert Jahre alten Constaffelgeschlechtes.

1. Die zehn ersten Generationen.

Der aufgeschlossene Sinn für die kirchliche Reformation hat Werner Benel, dem Abnberrn des Zürcher Geschlechtes Benel, 1529 zur Würde eines Stadtschreibers der Stadt Rürich verholfen. Diese positive Einstellung zu Rirche und Theologie übertrug sich auf zahlreiche seiner männlichen Nachkommen. Von den nächsten zehn Generationen haben nicht weniger als neun reformierte Pfarrer bervorgebracht. Ein Einblick in den Ratalog der Zürcher Zentralbibliothek ergibt, daß sie meistens das Bedürfnis empfanden, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. Es zeigt dies, daß die Benel stets als ehrbare Bürger der Republik Zürich ihres Amtes mit Eifer walteten, keine politischen oder sonst weltbewegenden Taten vollbrachten, aber über allerlei Dinge sinuierten und nachgrübelten, über welche sich die Mehrzahl der Menschen keine besonderen Gedanken macht. Das ländliche Pfarrhaus brachte eine gewisse behagliche Breite in die Lebensführung mit sich, machte die Angehörigen nicht reich an weltlichen Gütern, hielt sie aber auf der geistigen Söhe ihrer Zeit fest. Durch Pfarrer Hans Conrad Benel, 1769—1811, kam ein neues Element in die Familie: Der Pietismus. Pfarrer Benel war ein ernster Mann, den sein eigenes Schuldbewußtsein oft so bedrückte, daß er nur mit Mühe auf die Kanzel zu bringen war. Diese selbstquälerische, zu Depressionen geneigte Gemütsart ging auf seinen ältesten Sohn, den Pfarrer Beinrich Beyel, 1804—1874, über, der hervorragend begabt war, aber schwer an sich und seinem Leben trug — trot aller Menschen- und Christusliebe, die ihn beseelte. Das Gefühl der Verantwortlichkeit war fast krankhaft entwickelt. Dieser düstere Zug in der Familie war wohl teilweise ein Erbteil protestantischer Pfarrgeschlechter, die während Jahrhunderten um der Seele Seligkeit sich mühten, um das Dogma stritten und dabei sich dem praktischen Christentum entfremdeten. Es war daher ein Slück für die Familie Veyel, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Versippung mit der Schafshauser Familie Kirchhofer neues Vlut hereinbrachte.

2. Der Einschlag der Kirchhofer.

Am 24. Oktober 1803 fand in der Kirche der Thurgauer Semeinde Schlatt bei Dießenhofen eine Doppelhochzeit statt: einerseits zwischen dem schon erwähnten Hans Conrad Benel, Pfarrer zu Berneck im Rheintal, und Elisabetha Kirchhofer von Schaffhausen, und anderseits zwischen deren Bruder Melchior Kirchhofer, Pfarrer der Semeinde Schlatt, mit Elisabetha Kunigunda Bener von Schaffhausen.

Der Vater dieser beiden Kirchhofer, der ehemalige Konrektor Melchior Kirchhofer, lebte wie ein Patriarch im Kreise seiner zahlreichen Enkel in seiner Pfrundwohnung im "Rirchhof" zu St. Johann in Schaffhausen und konnte noch am 26. September 1836 bei guter Gesundheit seinen 100. Geburtstag feiern. Melchior, der einzige Sohn, hatte in den 1790er Jahren in Marburg Theologie studiert und war dort in Jung-Stillings Haus auf's liebreichste aufgenommen worden, was in der Folge zu einem innigen Verhältnis zwischen den beiden Familien führte. Die vier sehr gebildeten Schwestern Melchiors, die in enger Bekanntschaft und Korrespondenz mit den Frommen der ganzen Schweiz standen, traten nun auch mit Jung-Stilling in Verbindung und verschafften ihm in der Schweiz viele neue Freunde. Dies war die Einleitung zu dessen ersten Schweizer Reise, die zu einem förmlichen Triumphzug wurde. Anfangs März 1801 kam Jung-Stilling nach Schaffhausen, wurde von Kirchhofers mit Jubel aufgenommen, machte in der Stadt einige Augenoperationen, besuchte auch

den Rheinfall und soll dort voller Entzücken ausgerufen haben: "Ich weiß kein Land, das so gute und edle Menschen enthält." Bis Ende April reiste er, teilweise in Begleitung von Melchior Rirchhofer, über Winterthur, Zürich, Baden, Zofingen und Basel. In der kurzen Zeit seines Schweizer Aufenthaltes hatte Jung-Stilling 72 Starblinde operiert und damit die Zahl seiner bis dahin nachgeführten Operationen auf 2000 aufgefüllt. Rechnungen stellte er keine, bekam aber viele Seschenke und Liebesandenken, was ihn indessen nicht davor bewahrte, hie und da in Seldnot zu kommen.

Wie im "Rirchhof" zu Schaffhausen der Vater, so pflegte der Sohn Melchior Rirchhofer nach der Uebersiedlung ins Pfarrhaus Stein am Rhein eine fröhliche Gastfreundschaft. Während aber seine Schwestern im Geiste Lavaters und Jung-Stillings den Mittelpunkt eines frommen Rreises bildeten, wandelte sich Melchior Rirchhofer mit der Zeit mehr und mehr nach der rationalistischen Seite. Mörikofer meint, er habe es sich zur Ehre angerechnet, Mystizismus und Ratholizismus zu bekämpfen. Bekannt wurde er durch seine kirchenhistorischen Studien sowie durch die wertvolle Sammlung von Manuskripten und Abschriften zur Kirchengeschichte, die unter seinem Namen in Schaffhausen ausbewahrt wird und insbesondere für die Reformationsgeschichte eine Fülle wertvollen Materials bietet.

Der andere an der Doppelheirat von 1803 beteiligte Ehemann, Pfarrer Hans Conrad Benel, starb schon nach zehn Jahren mit Hinterlassung von vier Waisen — zwei Knaben und zwei Mädchen — die mit der jungen Witwe in ihr Vaterhaus, den "Kirchhof" zurückkehrten und dort liebevolle Aufnahme fanden. Der Historiker J. C. Mörikofer, dessen erste Frau, eines dieser Waisenmädchen war, gibt uns einen kostbaren Einblick in dieses gottbegnadete Familienleben: "Alle Glieder der Familie spendeten den einziehenden vaterlosen Kindern den gleichen Blick teilnehmender und schonender Liebe, als der Großvater sie zu sich rief, um eine mühsam erworbene, sorgenfreie Existenz mit ihnen zu teilen. Obgleich dieser in vielfacher Verbindung mit Angesehenen und Hochgestellten war, blieb er doch in bisheriger, strenger Einfachheit. Allein, je älter er wurde, desto weniger rechnete er, wenn das Herz ihn ermahnte, Liebe zu üben. Alls höchst umgänglicher, heiter und behaglich unterhaltender, unendlich wohlwollender Mann hatte er für alle Rlassen und Arten von Menschen — hoch und niedrig, gebildet und ungebildet — stets Haus und Herz offen. So war der "Rirchhof" ein viel besuchtes Heim, das, als endlich auch die Enkel berangewachsen waren, in drei Generationen eine große Mannigfaltigkeit geistiger Individualitäten bot und zugleich für alle religiösen, menschenfreundlichen und geistigen Anteressen eine vielseitige Empfänglichkeit aufwies. Wer daher mit diesem Rreise sich einmal vertraut gemacht hatte, blieb ihm für immer treu zugetan. Durch den oft im Vaterhause weilenden Sohn Melchior, der ebenso durch Würde und gesellige Freundlichkeit ausgezeichnet war wie durch gründliche Gelehrsamkeit, gewann der "Kirchhof" auch für die Männer der Wissenschaft eine höhere Bedeutung. Durch die Benelschen Kinder endlich fand sich ein Anknüpfungspunkt für alle schönen und erfreulichen Beziehungen mit dem jüngeren Geschlechte. So ist es durch den guten Geist des Hauses gekommen, daß sich mehrere der wertvollsten freundschaftlichen Verbindungen bis in die dritte Generation vererbt und verjüngt haben. Ueberhaupt fanden sich in diesem Kreise die verschiedensten Menschen auf irgend eine Weise angesprochen. Denn unbefangen, human und anspruchslos nahm man in ihm jede Persönlichkeit, wie sie war, und ließ sie gewähren. Bei aller Entschiedenheit religiöser und gesellschaftlicher Unsichten wurden doch auch sehr abweichende Lebensanschauungen geduldet und geschont, weil Liebe und Schonung im Innern des Hauses selbst die verschiedenen Rräfte zum zarten und friedlichen Gleichgewicht gebracht hatte. Unter solchen Elementen fühlte sich jedermann auf dem alten "Kirchhof" wohl, und er ist daher für einzelne empfängliche Gemüter zur zweiten Beimat geworden."

Dr. Christian Beyel fügte diesem ansprechenden Erguß Mörikofers noch bei: "Ich wollte diese anmutige Schilderung eines Pietistenkreises aus dem Ende des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht unterdrücken. Wenn ich noch hinzufüge, daß alle diese Menschen, die da im urgroßväterlichen Hause zusammenkamen, zahlreiche Briefe schrieben, Tagebücher führten, die Vibel lasen, über ihre Veziehungen zu Gott nachdachten, ihr Gemüts- und Seelenleben erforschten — so fragt der heutige Mensch mit Erstaunen: wie fanden sie nur Zeit zu all diesen Dingen? Nun: einmal war man damals

als gebildeter Mensch noch nicht genötigt, alles zu wissen, was in den letzten hundert Jahren als "Bildungsmaterial" aufgestapelt wurde und jetzt den "Rulturmenschen" des 20. Jahrhunderts — oft recht nuklos — belastet. Heute wird der Ausweis einer Wissensbildung verlangt nebst der behördlichen Quittung dafür in Form eines Zeugnisses oder Diploms. Männlein und Weiblein streben in gleicher Weise nach diesem Schein, und das braucht Reit. Viel Reit brauchen wir auch für die Zeitungen, die Politik und allerlei Bildungsersak, womit spekulative Menschen uns beglücken. Da reicht es nicht mehr zu jener Gemüts- und Herzensbildung, die sich auf ein feines inneres Seelenleben gründet. Und noch eine andere Frage drängt sich auf: Wo nahmen die Menschen das Geld ber für eine so ausgedehnte Gastwirtschaft? Nun, aus Briefen und Berichten ersehe ich, daß die Lebenshaltung einfach und billig war. Bei der vorherrschenden Naturalwirtschaft war das Land mit seinen Produkten auf die Stadt als Abnehmer angewiesen. und die Städter hatten noch eigene Gärten und Weinberge, die manche Bedürfnisse deckten. Dann fiel so ziemlich alles fort, was wir heute auf Reisen, in Sommerfrischen und dergleichen ausgeben. Un deren Stelle traten die gegenseitigen Besuche vom Land in die Stadt und von Stadt zu Stadt. Zu diesem regelmäßigen Besuchsverkehr, der sich auf den Umkreis der Städte Schaffhausen, Winterthur, Zürich, Frauenfeld, Stein am Rh. und Ronstanz beschränkte, kam noch der Empfang von Gästen, die aus der Fremde größere Reisen unternahmen; dies war eine wichtige Sache und geschah nicht oft im Leben. Wer auf eine solche Reise ging, dem waren nicht wie heute die Gasthäuser und die Sterne im Bädecker die Hauptsache, sondern die Besuche bei hervorragenden Männern und die Berührung mit geistesverwandten Kreisen; da wurden auf weite Entfernungen Verbindungen angeknüpft, die oft in bleibende Beziehungen übergingen. Die Schichten, denen diese Leute angehörten, waren hervorragend durch ihre Bildung, einheitlich in ihrem Standesgefühl, das ihnen Verpflichtungen auferlegte; aber sie waren nicht reich und hatten auch nicht den Drang in sich wie die heutige Menschheit — reich zu werden. Die Rapitalwirtschaft war noch wenig entwickelt. Der Städter hatte seinen Besitz in Häusern oder Landgütern angelegt, in Schmuck, Vildern und Rostbarkeiten. Vielleicht hatte er überdies einige

Rinsbauern, mit denen er in patriarchalischem Verhältnis stand und die öfters auch in Naturalien zahlten. Diese wertbeständigen Unlagen blieben manchmal durch Generationen in den Familien und sicherten einen mäßigen Wohlstand. Der Unreiz zu Spekulationen fiel ganz fort; die Papierwirtschaft, mit der beute der Bankier an jedermann berantritt, war erst im Erstehen begriffen und beschränkte sich auf enge Seschäftskreise. Daher war auch der Geldgeist noch keine Macht geworden, die das Sinnen und Denken der Menschen beherrschte. Die Familie war ein geschlossener Wirtschaftsbetrieb, in dem jedes Glied seine besondere Aufgabe hatte und in dem gar vieles geschaffen wurde, was heute von außen für Geld in das Haus gebracht werden muß. In diesen Betrieb fügte sich der Gast ein. und es bedurfte für ihn keines außergewöhnlichen Mehraufwandes. Aur so kann man versteben, wie Männer, deren Arbeitseinkommen recht bescheiden war, stets für Säste ein offenes Haus haben konnten. Ammerbin kam bei Vapa Kirchhofer dazu, daß er ein praktischer Mann war, der bei seiner zahlreichen Familie und den Verpflichtungen, die er den Enkeln gegenüber einging, nicht die Hände in den Schoß legte und wartete, bis es vom Himmel Geld regnete. Er betrieb nebenbei ein Bücher-Auktionsgeschäft — eine Art Antiquariat — das ihm ein sorgenloses und behagliches Dasein brachte. Dabei war ihm das unbedingte Vertrauen in seine Redlichkeit behilflich. Dieses Vertrauen war so groß, daß während der Revolution der Abt von Salmansweiler und die Nonnen von Villingen ihre Schäke in sein Haus flüchteten; nebenbei bemerkt ein Zeichen, daß man im "Rirchhof" auch den Ratholiken gegenüber mild und versöhnlich eingestellt war und ihnen das Haus nicht verschloß. So hatte Papa Kirchhofer, der weder ein besonders begabter noch ein gelehrter Mann war, auch in weltlichen Dingen eine gesegnete Hand und hinterließ seiner Familie ein für damalige Begriffe ordentliches Vermögen. Erst in seinen letzten Lebensjahren machte sich bei ihm die Last des Alters etwas fühlbar doch fern von Kindlichkeit. Ein Familienbild zeigt ihn noch an seinem hundertsten Geburtstage im Rreise von Unterweisungsschülern. Die Vaterstadt und die Behörden des Kantons beteiligten sich durch sinnige Saben an dem Säkularfest und die Erinnerung an diesen schönen Tag blieb noch lange Zeit in der Familie lebendig.

Dr. Ch. Benel schließt die interessante Orientierung über den Familienbetrieb im "Kirchhof", wo die von seinem früh verstorbenen Großvater hinterlassenen vier Kinder so wohltuende Unterkunft und Erziehung fanden, mit nachfolgenden Betrachtungen: "Beim Lesen der gefühlvollen Briefe der früheren Generation habe ich oft den Eindruck, als ob man in Schaffhausen während der ganzen Zeit vom letzten Drittel des 18ten Aahrhunderts bis weit in das erste Drittel des 19ten Aahrhunderts keinen Sinn für das Weltgeschehen ringsum gehabt und diese Weltenwende vollständig verschlafen habe. Die Stillen im Lande redeten und träumten von himmlischen Dingen, liebten sich herzlich, übten praktisches Christentum, waren weder stolz noch herrschsüchtig und saßen wie in einer idnllischen Dase, während die Welt ringsum verwüstet wurde, wenn brutale Sewalt, Raub und Mord an der Tagesordnung waren. Ab und zu streifte auch einmal ein Stück Weltereignisse die kleine Stadt. Am Ende des Rahrhunderts ließen sich die Franzosen am Rheine seben, brandschakten und plünderten in gewohnter Weise und brachten so Stadt und Kanton in Finanznöte. Auch besuchte einmal der Zar Schaffhausen. Junker Im Thurn lud ihn zu einem Balle ein, zu dem er allergnädigst seinen Adjutanten schickte. Man zeigte natürlich dem Herrscher aller Reußen den Rheinfall, und der Fährmann hatte Mühe, den Monarchen über den Strudel zu bringen. "Hocket ab, Majestät", soll er gesagt gaben, als diese — trok ihrer großen Machtfülle — recht anastvoll im kleinen Schiffe sich benahm. Vom Kriege merkte man sonst wenig. Wohl kanonierten in der Umgebung der Stadt die Österreicher und Russen ein bischen. Doch was man sah und erlebte, waren ja nur ganz unbedeutende Episoden in der großen Umwälzung, die damals die Welt erschütterte. Bis die Wellen des großen Erdbebens in ihren äußersten Ausläufern nach der stillen Klause im "Kirchhof" kamen, waren sie kaum mehr spürbar und regten die Menschen nicht mehr stark auf. Diese sind darum nicht zu tadeln, sondern eher glücklich zu preisen. Und man mag sich dabei auch daran erinnern, daß in gleicher Weise unsere klassischen Dichter und Philosophen sich vom wüsten Kriegslärm jener Reiten ebenfalls nicht übermäßig beeinflussen ließen. In kleinen Kreisen hat man die Gedanken gesponnen, die für den Neubau der Gesellschaft grundlegend wurden, nachdem das ganze Geschlecht der

Emporkömmlinge aus der Revolutions- und Rriegszeit von einer höheren Hand zerschmettert war. Daraus darf man wohl den tröstlichen Schluß ziehen, daß das Wahre und Große zuerst immer nur von wenigen erfaßt wird, und daß sich in kleinen Semeinschaften das Feuer eines heiligen Seistes entzündet, der nach Zeiten der Sewalt und des Zusammenbruchs die Welt wieder neu aufbaut und einer höheren Stuse entgegenführt."

So meldete sich auch in unserer kleinen Schweiz nach der napoleonischen Beit und den Umstellungen, die sie mit sich brachte, ein neues Seschlecht zum Worte, das mit den Waffen des Seistes kämpfte und die neue staatliche Ordnung mit diesem neuen Seiste zu erfüllen suchte. In diesem Sinne hat auch das 1803 und 1808 geborene und im "Rirchhof" auferzogene Brüderpaar Johann Heinrich und Christian Beyel auf seine Zeit zu wirken gesucht. Sie hatten beide das Schafshauser Collegium humanitatis besucht und sich dann auf Hochschulen die damals verlangte höhere Vildung erworben, wofür sie auch eine gute Begabung mitbrachten.

3. Beinrich Benel, 1804—1874

studierte Theologie und war Pfarrer in Hausen und Ossingen. Er schrieb eine Abhandlung über "Das wünschenswerte Verhältnis von Staat und Kirche", die einem Vortrage zu Grunde lag, den er 1839 an der Schweizerischen Predigerversammlung hielt. Dieses uralte Thema war zeitgemäß und traf den innersten Rern der Fragen, die seit der Einführung des Christentums die Welt bewegten und im Kanton Zürich seit der Reformation von größter Bedeutung wurden. Der Kirchenstaat, den Zwingli und seine Nachfolger aufgerichtet hatten — mit seiner festen Glaubensordnung, woraus die staatlichen Grundlagen abgeleitet wurden — ging seinem Ende entgegen. Der Kampf um Strauß erregte jett die Geister, und in gläubigen Kreisen fürchtete man, daß der Staat seine Macht über die Rirche mißbrauchen und das Wesen der Kirche — ihre Einstellung auf bestimmte Glaubenssätze — gefährden werde. Damals tauchte das Wort von der staatsfreien Kirche auf, und es lag nahe, daß der in pietistischen Rreisen auferzogene und positiv orientierte Pfarrer Heinrich Benel dieser Strömung entgegenkommen würde. Dies war aber nicht der Fall. Seine klaren und

außerordentlich scharf gefaßten Ausführungen sind noch heute für jeden, der ein Zusammenarbeiten von Staat und Kirche befürwortet, das Vorzüglichste, was man sagen kann. Er faßt das wünschenswerte Verhältnis von Kirche und Staat in die Formel einer gegenseitigen Subordination, "so daß in Beziehung auf geistige Einwirkung und Bestrebung der Staat der Kirche untergeordnet ist und umgekehrt in Beziehung auf äußere Anordnung und Leitung die Rirche dem Staate. Durch die Trennung von Rirche und Staat verliert dieser seine geistigen Grundlagen und seine Würde. Die Rirche anderseits verliert ihre natürliche Stütze bei der Ordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten." So ist es auch gekommen. Je mehr Staat und Rirche sich voneinander lösten, umso mehr hat der Staat an geistigem Wollen und Können eingebüßt und ist so ein Apparat für Besorgung materieller Geschäfte geworden. Die feinen Fäden, die das geistige Leben verbinden und durch welche die Völker geleitet werden, entgleiten dem Staate immer mehr. Um seine Stellung zu wahren, ist er auf Gewaltmittel angewiesen und schafft sich so eine Gegnerschaft, die sich in ihrem Freiheitsgefühl verletzt fühlt. Die Rirche — besonders die protestantische — hat bei diesem Verhältnis der gegenseitigen Neutralität auch nicht gewonnen; ihre Macht und ihr Einfluß gehen zurück. — Noch in einer anderen, die Kirche betreffenden Frage hatte Pfarrer Heinrich Benel einen voraussehenden Blick. Er sprach sich entschieden für die gemischte Synode in der evangelischen Kirche aus, untersuchte eingehend die Wahlmethoden und kam zu Vorschlägen, die sowohl dem Laienelement als der Geistlichkeit ihre richtige Vertretung geben. Heute — nach drei Menschenaltern sind wir soweit, daß sich dieser Gedanke an vielen Orten durchgesetzt hat. — Eine Schrift seines Schwagers Mörikofer vom Jahre 1838 "Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache", welche die Anregung zu Dialektstudien gab, die später im Schweizerischen Adiotikon ihre systematische Durchführung fanden, interessierte Pfarrer Heinrich Benel sehr. Mit einem kleineren Freundeskreise begann er eine Sammlung von Dialektwörtern anzulegen, die dem Adiotikon vorarbeitete.

Leider war das Leben Pfarrer Heinrich Beyels vielfach durch die Sorge für die Gesundheit getrübt. Verheiratet war

er seit 1848 mit Julia Im Thurn von Schaffhausen, wohin er sich in den späteren Jahren zurückzog und wo er auch nach langem Leiden starb.

4. Die Beziehungen zu J. C. Mörikofer, 1799—1877

Im Nahre 1832 verheiratete sich eine Schwester der beiden Benel mit dem Frauenfelder Historiker J. C. Mörikofer. Während der Hochzeitsreise übernahm dann der nunmehr 24jährige Christian Benel dessen Stellvertretung an der Provisoriatschule Frauenfeld. Daraus entwickelten sich angenehme Beziehungen zwischen den beiden Schwägern. Hierüber — aber auch über Mörikofer selbst — enthalten die "Lebenserinnerungen" aufschlußreiche Mitteilungen.

J. C. Mörikofer entstammte einfachen Verhältnissen. Seine Kähiakeiten wurden aber in den Schulen frühzeitig erkannt. Und da man für den neuen Kanton bestrebt war, Lehrkräfte beranzuziehen, wurde ihm 1877 schon mit 18 Kahren ermöglicht, nach Zürich zu gehen und dort die höheren Schulen zu besuchen, die damals die gesamte Ausbildung für das höhere Lebramt und die Theologie vermittelten. Die Zürcher Jahre brachten dem jungen Studenten, der außerordentlich strebsam und anpassungsfähig war, viel Gewinn. Er knüpfte nach allen Seiten Beziehungen an und fand durch Studiengenossen Eingang in gute Zürcher Familien. Da er von Haus nicht der akademischen Schicht angehörte, bemühte er sich, durch den Verkehr mit literarischen und gelehrten Kreisen in diesen beimisch zu werden, was ihm auch trefflich gelang. Nach vier Jahren schloß er die Zürcher Studien ab; mit einem Ordinationszeugnis, das durch zwei Noten bemerkenswert ist. Während nämlich seine Predigt als ausgezeichnet beurteilt wurde, obschon ihm das Predigen gar nicht lag und — wie er selbst sagte auch Breite und Schwung fehlte, hatte er in Seschichte eine sebr mäßige Note; und in einem besonderen Monitorium wurde ihm sogar ans Herz gelegt, daß "das Studium der Geschichte für die Seistlichen gar nicht unwichtig sei". Und doch war gerade Geschichte sein Lieblingsfach, in dem er später auch ganz Hervorragendes leistete. Sofort nach der Prüfung trat Mörikofer als Lehrer in die Provisoriatschule ein. Schon damals war vorauszuseben, daß sie sich mit der Zeit zu einer Kantonsschule erweitern werde. Zunächst gelang es ihm, mit Unterstützung des katholischen Landammanns Anderwert die Trennung nach Konfessionen zu beseitigen, und Mörikoser übernahm das Rektorat der vereinigten Schulen. Sanz modern mutet es an, daß man auch die Mädchen in die Knabenklassen dieser Mittelschule aufnahm, ohne daß Übelstände sich gezeigt hätten.

Nebenbei beschäftigte Mörikofer sich auch mit Politik und schrieb in jener bewegten Beit konservativ orientierte Artikel in die Thurgauer Beitung, die dem Buchdrucker E. Fehr gehörte. Als dieser sich dann nach einem passenden Redaktor umsah, machte ihn Mörikofer auf seinen Schwager Christian Beyel aufmerksam.

5. Christian Benel-Haill, 1808—1858

studierte nach dem Besuche des Schaffhauserschen Collegium humanitatis — wie sein um vier Jahre älterer Bruder Heinrich — in Tübingen Philosophie und Wirtschaftslehre. Die Vertretung des Schwagers Mörikofer während dessen Hochzeitsreise im Frühjahr 1832 war seine erste öffentliche Betätigung, womit er in Frauenfeld einen sehr guten Eindruck erweckte. Besonders soll ein Bericht von ihm über eine Volksversammlung in Weinfelden und über deren Leiter ebenso sehr für die Tüchtigkeit der Gesinnung als das gesunde Urteil des Verfassers Zeugnis abgelegt haben. So war der Kreis um die Thurgauerzeitung froh, in Christian Benel einen in jeder Beziehung geeigneten Bewerber für die Redaktion zu finden, der sich dann in kurzer Zeit zu einer Versönlichkeit von ganz bervorragenden Qualitäten entwickeln sollte. In der Schicht, aus welcher Benel kam, war der Beruf eines Zeitungsschreibers damals nicht besonders angesehen. Man schrieb ja gelegentlich in die Zeitung, aber nicht gegen Bezahlung. Benel hatte diese Bedenken nicht, und er hat stets dem Berufe eines Rournalisten, den man so oft in unkluger Weise Ausländern überließ, Ehre gemacht. Auch der Druckereibesitzer Fehr war froh, einen Mann von der Vildung Benels als Redaktor gefunden zu haben. Dieser übernahm bald auch die Druckerei, arbeitete sich schnell in den neuen Beruf ein und lernte sogar auch das Setzen. Und da er immer voll von Ideen war, versuchte er allerlei Neuerungen; die Mechanisierung der Sekarbeit beschäftigte ihn bei-

spielsweise jahrelang. Er baute auch das Haus um, richtete eine Leihbibliothek sowie einen Bücherzirkel ein und komplettierte die Buchdruckerei durch eine lithographische Anstalt. So entwickelten sich Druckerei und Buchhandlung rasch zu einem angesehenen Verlag, in welchem beispielsweise Arbeiten von Wackernagel, Hagenbach, Vögeli, Hottinger, Schweizer und Rirchhofer, Fröhlich und Jeremias Gotthelf erschienen; Gerlach, Fischer und Wackernagel gaben hier das "Schweizerische Museum" heraus. In den "Alpenrosen" suchte Benel ein Zentrum für schweizerische Dichter zu schaffen. Später kam dazu noch ein Verlag für Schweizer Karten, für deren Herstellung Ingenieur Rudolf Groß angestellt wurde; sie sollten dem Fremdenverkehr dienen, der in den 1850er Rahren sich zu entwickeln begann. Benel war einer der ersten, die das Genie von Jeremias Gotthelf erkannten. Uli der Anecht erschien 1841 in seinem Verlage — trot den Bedenken Mörikofers, der sich an der derben Sprache von Vitius stieß und an manchen Dialektworten, die ihm gemein vorkamen. Bu den Dichtern, die in den "Alpenrosen" Poesien veröffentlichten, gehörte auch Sottfried Reller. Die erste Studie, die C. F. Mener an die Öffentlichkeit brachte — eine Übersetzung aus dem Französischen ward in Frauenfeld verlegt. Benel war aber nicht nur Verleger der genannten Autoren, sondern vielfach auch ihr Sastgeber. Bei den beschränkten Sastverhältnissen jener Zeit war es nötiger als beute, in persönliche Beziehungen zu treten. Weder Benel noch Mörikofer waren im Empfang von Sästen schwerfällig; sie sekten damit nur den Brauch fort, der einst im "Rirchhof" Schaffhausen herrschte. Einmal war auch Uhland zu Gaste, den Beyel während seiner Tübinger Studienzeit kennen gelernt batte. Als dann in den 1840er Aabren die Welle der Revolution über Deutschland ging, erschienen zahlreiche Deutsche, denen es in ihrem Vaterlande zu beiß wurde, in Frauenfeld und fanden im Benelschen Hause eine Zuflucht.

Eine neue Note kam in diesen Verkehr durch Johann Raspar Bluntschli, der von mütterlicher Seite her mit den Beyels verwandt war. Obschon gleichaltrig mit Christian Beyel, lernten sie sich doch erst spät persönlich kennen. In einem Briese vom 30. Juni 1835 macht Christian Beyel dem Schwager Mörikofer Mitteilung von seinem ersten Besuch bei Bluntschli. Die diesem Briese entnommenen, nachfolgenden Stellen sind

für die damalige politische Lage in Zürich und für die späteren Beziehungen zwischen den beiden Vettern charakteristisch. Der Brief beginnt: "Als ich zu Bluntschli kam, fiel mir zuerst sein Aukeres auf. Er trägt einen schönen, bunten Talar mit Velz verbrämt. Dies gibt einen gewissen Nimbus." Die ganze Ausstattung der Wohnung, die vielen Bücher und schönen Gemälde flößten Benel Respekt ein. Von Schaffhausen und dem "Rirchhof" her war er diese Stadtherrlichkeit nicht gewohnt, und er seufzt im Briefe: "So möchte ich es auch haben. Natürlich vertieften wir uns beide in die Politik. Daß ich ihm aus dem Thurgau und er mir von Zürich erzählte, versteht sich von selbst." Bluntschli habe bemerkt: "Unter den jezigen Umständen fange er fast zu fürchten an, daß das Regiment der Alten wieder hergestellt werden möchte, und mit diesen Böpfen sei noch schlimmer fortzukommen als mit den Radikalen. Auffallend sei es, daß selbst Dr. Ludwig Reller sich nicht mehr so sicher im Rate bewege und oft genötigt sei, mit schneidender Beredsamkeit gegen seine eigenen Leute zu reden." Friedrich Ludwig Reller zum Steinbock war damals im Zürcher Großen Rate der allmächtige Führer der Radikalen. Bluntschli sah schon die kommende Wendung voraus und war vier Jahre später der Mann, der zwischen beiden Varteien — den Zöpfen und den Radikalen — den Weg in die Höhe fand. Benel schreibt dann noch: "Es ist bemerkenswert, daß unter den gescheiten Röpfen sich überall die Idee der Monarchie anbahnt. Reller soll ihr gar nicht abgeneigt sein. Jedenfalls dürfte unter Umständen, wie die unsrigen heute sind, eher die Schweiz sich monarchischen Formen — wenn auch nicht mit Herausschälung eines Königs — nähern, als daß die Welt sich in Republicken auflöst. Fast bis ein Uhr verplauderte ich bei Bluntschli. Ich glaube, er wäre gar nicht abgeneigt, mir den "Constitutionellen" (sein damaliges Organ) abzutreten — versteht sich mit dem Vorbehalt, das Blatt unter seiner Leitung fortbestehen zu lassen." Siezu bemerkt Dr. Christian Benel: "Man mag sich über solche monarchische Anwandlungen wundern; aber nach großen Umwälzungen sind derartige Stimmungen sehr begreiflich. Die Autorität — diese Rlammer, welche die Völker in einer Gesellschaft zusammenhält — geht vielfach verloren, man sehnt sich nach einem starken, von der Masse unabhängigen Regiment, unter dem der Bürger ruhig seiner Arbeit nachgeben kann, und

hofft, daß dann diese starke Hand in der Monarchie die passende Staatsform besitze. Damals gestalteten tatsächlich die Verhältnisse sich so, daß der liberale Bluntschli sowohl wie der radikale Reller — diese beiden überragenden Bürcher — mit der Beit die Republik zu klein für ihren Tatendrang fanden und später zur Monarchie übergingen."

Diese persönliche Begegnung der beiden "Vettern" war der Anfang politischer und geschäftlicher Zusammenarbeit. Die Thurgauer Zeitung wirkte im Sinne der Ideen von Bluntschli, und von Frauenfeld kamen Korrespondenzen in dessen Zürcher Leibblatt. Bald beteiligte sich auch Bluntschli mit einem nicht unbedeutenden Rapital an dem Seschäfte, reiste öfters zu Beyel auf Besuch und war mit seiner anregenden, geistreichen Art ein belebendes Element im Frauenfelder Rreise. Nachdem 1839 in Zürich unter Bluntschlis Führung das konservative Stadtbürgertum wieder ans Ruder gekommen war, erschien sogar unter dem Titel "Östlicher Beobachter" eine den Bürcher Verhältnissen angepaßte besondere Ausgabe der Thurgauer Zeitung, die jeweilen in der Nacht durch einen Voten nach Zürich befördert und am Morgen dort verteilt wurde. Durch die Verbindung mit den Stadtzürcher Konservativen kam auch die Thurgauer Zeitung mehr in das Fahrwasser dieser Partei. Viele Thurgauer waren damit nicht einverstanden; aber das Blatt ging dafür als schweizerische konservative Zeitung weit über die Grenzen des Kantons Thurgau hinaus. Und dieser Ruf blieb ihr, so lange Benel die Leitung hatte und Mörikofer daran mitarbeitete.

So ums Jahr 1841, da Bluntschli auf der Höhe seines politischen Erfolges in Zürich stand, war Beyel oft Monate dort, sah seinen Vetter viel und geriet durch ihn auch in den Rreis von Männern, den die Brüder Theodor und Friedrich Rohmer um sich versammelten. "Diese Pfarrersöhne aus Weißenburg in Mittelfranken, erfreuten sich im Urteil ihrer Zeitgenossen keines guten Auses. Man hat sie in die Reihe der vielen deutschen Abenteurer gestellt, die zu jener Zeit in die Schweiz kamen, um "diesem rückständigen Hirtenvolke ein Licht aufzustecken". Das waren sie nun allerdings nicht; aber die Art, wie sie von Bluntschli in den "Erinnerungen seines Lebens" geschildert werden, stimmt wohl auch nicht ganz mit den Tatsachen" — meint Dr. Christian B. und fährt dann fort: "Mein

Vater stand mitten in der Bewegung und schrieb — ganz erfüllt von den Ereignissen — in jenem Winter 1841/42, da die Rohmer in Zürich weilten, eine Anzahl Briefe an Mörikofer. An Hand dieser Briefe will ich versuchen, den Brüdern gerecht zu werden..." Und nun folgt eine breite Darstellung dieser unerquicklichen Seschichte, die ganz Zürich jahrelang in Atem hielt und für die Kreise, die sich mit den Brüdern Rohmer eingelassen haben — insbesondere aber für Bluntschli und seine Partei — geradezu verhängnisvoll war. Meines Erachtens wird sie hier besser mit Stillschweigen übergangen. Dagegen mag festgestellt werden, daß die Niederlage, die der Führer der Konservativen vier Jahre später in der Politik erlitt und zu seinem Wegzuge von Zürich mitbestimmend war, zum guten Teil auf die mikliche Freundschaft mit den Rohmern zurückzuführen ist, und daß auch Vater Venel finanziell schwer geschädigt wurde: direkt, weil große Druckaufträge der Rohmer unbezahlt blieben; indirekt, weil für das junge Seschäft in Frauenfeld die Übersiedlung Bluntschlis nach Deutschland ein schwerer Schlag war, da er mit der Zeit die Teilhaberschaft auflöste und seine Gelder zurückzog.

Schon bald zeigten sich indessen neue Wege, die den rastlosen Christian Benel wieder zu einem Arbeitsfeld führten. In den 1840er Jahren sind nämlich die Grundlagen geschaffen worden, auf denen die schweizerische Industrie aufgebaut wurde. Eisenbahn und Dampfschiff hatten im Ausland begonnen, dem Verkehr eine bisher nie geahnte Beschleunigung zu geben, und wurden auch für die Schweiz ein Bedürfnis. Gleichzeitig entstanden — aus Kleinwerkstätten und Mühlen durch Maschinen betriebene Fabriken. Diese Umwandlungen legten dem Wirtschaftsleben eine große Reihe von Fragen vor, die Beantwortung verlangten und sowohl vom Staate als auch vom Seschäftsmanne neue Pflichten forderten. Vater Benel war einer der ersten dabei. Er verfakte eine eingebende Studie "Über die Handels- und Gewerbeverhältnisse der Schweiz", die 1840 bereits eine 2. Auflage erlebte. Bald darauf entschloß sich der Verleger Benel zur Herausgabe des Schweizerischen Gewerbeblattes. Diese Veröffentlichungen bildeten den Auftakt zur aktiven Heranziehung Benels bei der Schaffung neuer Wirtschaftsorganisationen. Am 26. November 1841 schrieb er von Zürich an Mörikofer: "Es wird eine Gesellschaft für indu-

strielle Zwecke zustande kommen. Herr von Schultheß will sich der Sache annehmen. Ich hoffe, daß dann ein eigenes Bureau für die nähere Untersuchung der Verhältnisse geschaffen wird." Um 20. Dezember 1841 meldete er weiter: "Um Donnerstag hatten von Schultheß, Direktor Pestalozzi-Hirzel und ich eine Vorberatung, und am Freitag ging alles nach Wunsch. Als Quästor des Handelsvereins ist Pestalozzi vorgesehen, als Aktuar ich. Damit fällt mir die Aufgabe zu, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren. Ich unterziehe mich dieser Aufgabe, weil ich die Notwendigkeit erkannt habe, daß hier etwas geschehen muß, und weil sonst niemand da ist, der dies besorgen würde." Nach den im Staatsarchiv Zürich konsultierten Akten war als Präsident ausersehen der oben genannte Anton Friedrich von Schultheß-Rechberg (geb. 1789), der noch am 13. Januar 1842 den Aufruf des provisorischen Romitees zur Gründung des Industrievereins unterzeichnete, aber — erst 52jährig — zwei Tage vor der Gründungsversammlung starb. Diese fand am 25. Januar 1842 im großen Rathaussaal statt, und es wurden nun gewählt: als Präsident C. Pestalozzi-Hirzel. als Aktuar Christian Benel und als Rassier Joh. Caspar Reinhart-Hek in Winterthur. Die auf das Betreiben Benels zustande gekommene Gründung des Industrievereins sollte offenbar die Lücke ausfüllen, die durch den Wegfall des mit Regierungsdekret von 1833 aufgehobenen Raufmännischen Direktoriums entstanden war. Diese von der Raufmannschaft 1662 geschaffene Institution batte — ohne staatliche Unterstükung — die Wahrung der gemeinsamen Interessen der Zürcher Raufmannschaft in vorzüglicher Weise besorgt und dabei durch Erhebung minimaler Gebühren für den Postbetrieb sowie durch sorgfältige Verwaltung der erzielten bescheidenen Reinerträge in dem langen Zeitraum von 170 Jahren nach und nach ein größeres Vermögen geäufnet. Dieser Schatz erweckte in der Zeit der großen Umwälzung des Jahres 1830 den Neid der staatlichen Organe, was drei Nahre später zur Aufhebung der altehrwürdigen Institution führte. Das Vermögen von 862 000 Gulden wurde gemäß vertraglicher Abmachung in der Hauptsache für nükliche städtische Bauzwecke verwendet: Helmhausbrücke, neues Rornhaus (spätere Tonhalle gegenüber dem jekigen Corso), Erstellung des Quais oberhalb des Rathauses, Strakendurchbruch von der Torgasse zur Schmidgasse, Wegräumung des

Wellenbergs, Anlage der neuen Poststraße vom Varadeplak zum Münsterhof. Als Ersak für das Raufmännische Direktorium schuf die Regierung eine ihr unterstellte Rommission von fünfzehn Mitgliedern und nannte sie Handelskammer. Trok der amtlichen Taufe erwies die neue Handelskammer sich nicht als solche und wurde später in eine regierungsrätliche Rommission umgewandelt. Eine noch kürzere Existenz war einem schon am 23. September 1833 von der Raufmannschaft — als Ersak für das Raufmännische Direktorium — gegründeten "Verein zur Beförderung der Industrie", mit alt Regierungsraf Escher-Schultheß als Präsident und Dr. Vernhard Hirzel als Aktuar, beschieden. Im Staatsarchiv sind außer den Statuten zwei Rechenschaftsberichte dieses Vereins aufbewahrt, aus denen es sich ergibt, daß er bei der Gründung 484 Mitglieder besaß und ein Vermögen von 4240 fl. (Louis d'or à 10 fl.) zusammenlegte, das aber — trok seiner nur sehr bescheidenen Betätigung — laut dem zweiten Seschäftsbericht schon auf 966 fl. zusammengeschmolzen war. Da weitere Veröffentlichungen feblen, geht man wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Verein infolge der Gründung der staatlichen Handelskammer (1835) eingeschlafen ist.27)

So war es denn begreiflich, daß anfangs der 1840er Jahre die Raufmannschaft sich wieder selbst regte und den "Zürcher Industrieverein" schuf.28) Aktuar Christian Benel machte sich mit Eifer an den von ihm gesuchten Auftrag, die wirtschaft-

²⁷) Über diese Verhältnisse vgl. Emil Richard, Jubiläumsschrift der Bürcher Handelstammer. Bürich 1924. Vd. I, S. 37 ff.

²⁸⁾ Ich habe schon in meinen "Lebenserinnerungen" betont, daß eine Institution wie eine Handelskammer oder ein Handels-Industrie-Verein nur gut arbeitet, wenn das Sekretariat entsprechend bestellt ist. Die Vorstandsmitglieder mögen noch so intelligente Männer, noch so tüchtige Seschäftsleute sein, sie mögen in den Sitzungen und in privaten Besprechungen mit dem Leiter des Sekretariates noch so zweckmäßige Ideen entwickeln — werden diese Adeen nicht mit Verständnis und Liebe verarbeitet, so ist alle Mühe umsonst. Alber selbst das genügt noch lange nicht, daß der Sekretariatsleiter Unregungen gut verarbeitet, die ihm gemacht werden. Notwendig ist überdies, daß er selbst findig ist und daß er auch — gleichwie ein tüchtiger Raufmann seinen Geschäftsaufträgen nachgeht — die Arbeit direkt sucht und mit Seherblick in die Zukunft das Material von langer Hand dafür bereit stellt. Diesen Spürsinn und diese Arbeitsluft besaß Christian Benel in hervorragender Weise. Und es war deshalb für den neugeschaffenen Industrieverein ein großes Glud, daß ein Mann von diesen seltenen Qualitäten sich entschloß, im Nebenamte das Altuariat zu übernehmen. E. R.

lichen Verhältnisse zu studieren, und legte im September 1843 dem Industrieverein einen "Kommissionalbericht über die schweizerischen Verkehrsverhältnisse" vor. Diese interessante Arbeit, die noch im gleichen Jahre als Buch von 187 Seiten, gedruckt bei Christian Benel in Frauenfeld, erschien, war für die damalige Zeit eine ganz ausnahmsweise Kundgebung und besitt deshalb einen großen historischen Wert. Gar nicht hoch genug ist aber — sowohl wegen des zusammengetragenen, reichen Materials, als auch wegen der vom Autor daraus abaeleiteten Schlukfolgerungen — der praktische Wert des Benelschen Buches für die in den folgenden Rahrzehnten einsekende wirtschaftliche Entwicklung einzuschäken. Der Weg, den die Schweiz in wirtschaftlicher Beziehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging, ist bis in viele Einzelheiten hinein von Beyel in diesem Buche geradezu vorgezeichnet. Er selbst war ja durch Tradition und Überzeugung weltanschaulich konservativ eingestellt. Hier aber dringt er mit eindringlichen Worten auf eine Vereinheitlichung der Gesetzebung in wirtschaftlichen Dingen und auf eine Ablösung der kantonalen fiskalischen Herrlichkeiten zu Gunsten eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes mit Zentralstelle am Sike der Bundesgewalt. Obschon erst hundert Jahre seither vergangen sind, kann man sich heute doch kaum mehr vorstellen, wie klein und eng die Verhältnisse damals waren, die in dem Buche dargestellt werden. Zeder Ranton war für sich ein abgeschlossenes, mit Zollschranken umgebenes Wirtschaftsgebiet und wachte ängstlich über seine Souveränität. Das war schön und recht, solange es dem Schuke der engeren Heimat — der beimischen Art — galt. In vielen Stücken bedeutete aber dieses Festhalten an der Souveränität nur ein Anklammern an die fiskalischen Interessen. Die Regierungen brauchten Geld, das schon damals der Bürger höchst ungern direkt der Steuerbehörde ablieferte. So erhob man es eben indirekt durch Bölle von Ranton zu Ranton, durch Weg- und Brückengelder usw. Neder Kanton hatte hiefür sein eigenes System, und es ist erstaunlich, wie findig man in diesen Dingen war; besonders in den kleinen Rantonen. Es betrugen beispielsweise die Rolleinnahmen des Kantons Tessin im Jahre 1842 273 655 alte Franken, diejenigen des Kantons Zürich bloß 20 500 Franken; zum Vergleich mag auch angeführt werden, daß der eidgenössische Grenzzoll im gleichen

Jahr sich nur auf 250 000 Franken stellte. Der Verkehr wurde durch Weggelder schwer belastet; sie betrugen durchschnittlich 4—6 Rappen per Stundenzentner, schwankten aber von Kanton zu Kanton so sehr, daß die Waren nicht die kürzesten, sondern die billigsten Wege einschlugen. Es war gelegentlich sogar lohnend, der Grenze nach durchs Ausland zu fahren und am Orte der billigsten Taxe wieder in die Schweiz zu kommen. Der Postverkehr war meistens in den Händen von Gesellschaften; nur in wenigen Kantonen wurde er vom Staate besorgt. In bezug auf Briefe und Pakete machten sich die verschiedenen Post-Institute förmlich Konkurrenz. Immerhin stand die Frage der Besserung dieser Verhältnisse durch Abschluß von Konkordaten damals in Prüfung. Im Münzwesen herrschte eine Mannigfaltigkeit, die jedem Sammler Freude machen mußte — weniger aber dem Geschäftsmann. Wieviel Geld geprägt wurde und im Umlauf war, wußte kein Mensch. Banken gab es nur wenige; das Geldleihgeschäft sowie die Aufnahme von Schuldbriefen vollzogen sich — fast patriarchalisch — in den kleinsten Kreisen; den Schuldenbauer erbte man wie einen anderen Gegenstand.

Dies sind einige Punkte — andeutungsweise herausgehoben aus dem Benelschen Gutachten — die zeigen, welche Formen der schweizerische Rleinbetrieb in natürlicher Entwicklung angenommen hatte. Die neue Zeit aber verlangte andere Formen; und es galt nun, die Widerstände gegen die Reformen zu bekämpfen, das Beharrungsvermögen am Althergebrachten zu überwinden. Der direkte Ausgangspunkt für Beyels Anregung zur Gründung des Industrievereins war eine Krisis, die dem industriellen Aufschwung der 1830er Jahre im Kanton Bürich gefolgt war. Nach Untersuchung der faktischen Verhältnisse kommt der Verfasser zum Schlusse, daß die Landwirtschaft nur 3/4 der Bevölkerung ernähren könne; die Industrie sei also nötig und müsse mit allen Mitteln gefördert werden. Sie könne aber nur gedeihen, wenn die ganze Schweiz sich zu einem einheitlichen Wirtschaftsganzen zusammenschließe, wenn also die kantonalen Zwischenzölle und zahlreiche andere Abgaben, die Handel und Verkehr erschweren, abgelöst werden, damit die Schweiz als einheitliches Zollgebiet dem Ausland gegenüber als Verhandlungspartner aufzutreten legitimiert sei. Und der Berichterstatter stellt die Frage: "Was ist unter den obwaltenden Umständen zu tun?" Seine Antwort lautet: "Eine zu schaffende Eidgenössische Handelskammer soll diese Anregungen beraten und die Behörde zur Durchführung der

nötigen Maknahmen veranlassen."

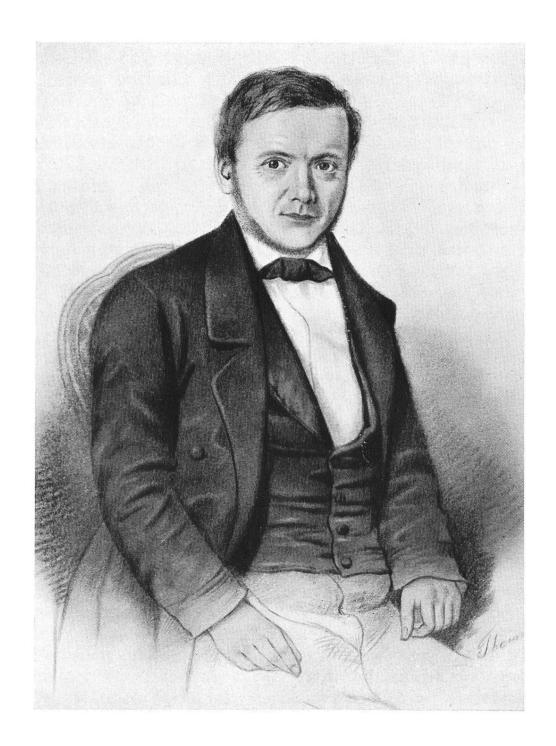
So einfach und zweckmäßig Benels Vorschläge auch sein mochten, so schwer mußten sie wohl seinen Beitgenossen vorgekommen sein. Denn es handelte sich um eine vollständige Umänderung der staatlichen Struktur. Wenn daher die Publikation bei Einsichtigen schon Beachtung fand, so wird doch wohl auch mancher Eidgenosse über diesen Stürmer das Haupt geschüttelt und seinen kühnen Plänen die Anerkennung versagt haben. Immerhin brachte die 1848er Verfassung mancherlei Verbesserungen in der von Benel angedeuteten Richtung.²⁹)

Die Studien, die für seinen Bericht notwendig waren, brachten Benel dazu, über wirtschaftliche Fragen noch mehr als disher zu schreiben. Als Redaktor der in seinem Verlage erscheinenden Thurgauer Beitung hatte er reichlich Gelegenheit dazu. Er erweiterte diese Tätigkeit durch Herausgabe einer Handelszeitung, die später in dem deutschen Flüchtling von Taur einen geistreichen Redaktor fand. Gleichzeitig faßte Benel durch monatelange Aufenthalte immer mehr Fuß in Zürich. Dort gehörte er mit zu den Gründern der Baugartengesellschaft, die in einer herrlich gelegenen Besitzung am See, auf der dann später (1877—80) das Börsengebäude erstellt wurde, ein Gesellschaftslokal für Ferren schus. Die Gründung der Zür-

²⁹⁾ Die Benelsche Anregung von 1843, eine "Eidgenössische Handelskammer" zu gründen, war gewiß recht gut gemeint. Und doch ist es nach meiner Überzeugung, die sich auf jahrzehntelange Erfahrungen und Beobachtungen stütt, als ein Glück zu betrachten, daß sie in der von ihm vorgeschlagenen Form nicht in Erfüllung ging. Denn notwendig war nicht die Gründung einer staatlichen Handelskammer, die — ganz gleichgültig wie sie zusammengesett und von wem die Mitglieder gewählt worden wären sich verpflichtet gefühlt hätte, in bureaukratischer Weise die Interessen des Staates zu wahren; sondern geschaffen werden mußte eine von den Berufsverbänden aus ihren fähigsten Mitgliedern gewählte und mit einem — von ihnen honorierten — Sekretariate ausgestattete private Jandelskammer. Diese "Schweizerische Jandelskammer" — mit der Aufgabe und dem Zwecke, die Interessen ihrer Mitglieder und der Allgemeinheit nach allen Seiten zu wahren, in der Regel in Harmonie mit dem Staate, wenn notwendig aber auch in Opposition zu staatlichen Vorschlägen — ist dann allerdings erst siebenundzwanzig Jahre später (1870) zustande gekommen. Ihre ebenso gründliche wie uneigennützige Arbeit hat ihr bekanntlich auch bei den Behörden ein sehr großes Unsehen verschafft.

cher Industriegesellchaft hatte Benel mit den besten Rreisen von Zürich in Beziehung gebracht. So kam es schließlich, daß er in Zürich ein Zweiggeschäft gründete und daß seine Verlagsartikel als Erscheinungsorte Frauenfeld und Zürich nannten. In Frauenfeld besaß er in Georg Stoll, dem späteren Direktor der NOB und der Schweiz. Rreditanstalt, einen trefflichen Geschäftsführer. Anderseits nahm auch sein Schwager Mörikofer sich des Geschäftes sowie der Thurgauer Zeitung an. So schien denn alles auf dem besten Wege zu sein; ein ruhiger Mann hätte nun langsam und zielbewußt alle diese Vositionen ausgenütt und wäre dabei zu Wohlstand gelangt. Aber Benel war eben anders geartet und stets schon wieder mit neuen Projekten beschäftigt, ebe die alten durchgeführt waren. Viele Verwirrung brachten auch die eingewanderten revolutionären Deutschen mit ihren oft recht phantastischen Ideen über Weltverbesserung und Völkerverbrüderung. All diesen Neuerungen gegenüber verhielt sich Beyel ablehnend, und die Thurgauer Beitung vertrat, solange er sie leitete, — bis 1855 — in Weltanschauungsfragen einen konservativen Standpunkt, einen fortschrittlichen aber in Wirtschaftsfragen.

So eröffnete Benel mit der Zeit in Zürich eine Sortimentsbuchbandlung und eine Leibbibliothek. Auch verfakte er einen Ratalog mit literarischen Notizen, dessen 2lusgabe von 1847 mehr als 7000 Bücher enthält. Im Rahre 1849 gehörte er — eine Folge des von ihm verfaßten Rommissionsberichtes einer von der neuen eidgenössischen Erekutive, dem Bundesrate, ernannten Rommission an zur Veratung von Wirtschafts- und Eisenbahnfragen. Es war dies eine lebhafte Tagung, die wochenlang dauerte und auf die Neugestaltung des Bundes großen Einfluß hatte. Unter den Männern, die Benel in Bern kennen lernte, machte ihm Bundesrat Munzinger einen besonders inmpathischen Eindruck. Später ist ihm dann der Gedanke nabe gelegt worden, ganz in den Bundesdienst überzugehen; aber "er zog es vor, ein freier Mann zu bleiben". Im gleichen Jahre 1849 war Benel mit unter den fünfzehn Buchhändlern, die in Baden den Schweizerischen Buchhändlerverein gründeten, und er übernahm auch das Aktuariat. Die lette größere Unternehmung Benels in Frauenfeld war ein Kartenverlag: ein "Schweizer Atlas für Schule und Haus" war geplant, und der Rartenverlag umfaßte eine große Rarte der Schweiz nebst einer



Mr. Bujer

ganzen Reihe Spezialkarten. Die Rarte der Schweiz im Maßstabe 1:450 000 fand eine sehr große Verbreitung, und man begegnet ihr noch heute in vielen Häusern. Für die Herstellung der Rarten war eine Steindruckerei eingerichtet worden; das Rolorieren besorgten Arbeiterinnen.

Wie man sieht, fehlte es dem Vielbeschäftigten nicht an Unternehmungsgeist. Nach und nach wurde aber für ihn sowohl die Last der Arbeit als auch die finanzielle Beteiligung zu groß. Buchhandlung und Verlag in Zürich und Frauenfeld, Redaktion von Thurgauer Zeitung und Schweiz. Handelszeitung, Rartenverlag. Leibbibliothek — und dazu noch tiefschürfende wirtschaftliche Studien und andere Arbeiten für den Andustrieverein, den Buchbändlerverein usw. — das überstieg die Kraft eines Mannes. Und wenn auch das Geschäft in Frauenfeld mit seinen "Brotartikeln" für Schule und Kirche und mit seinen Druckarbeiten einen auten Erfola brachte, so war doch auch immer wieder neues Kapital notwendig für die Finanzierung der neuen Unternehmungen. Daher trat zu Anfang der 1850er Jahre die Frage immer näher: Frauenfeld oder Bürich? Beides war auf die Dauer nicht zu halten, wenn auch ein nach damaligen Begriffen ganz anständiges eigenes Rapital im Geschäfte steckte. Man mußte also einen Teilhaber suchen. Für den Kartenverlag fand sich ein solcher; aber das genügte nicht. Wie man in der Familie meinte, hätte dem Junggesellen Benel durch eine "gute Partie" geholfen werden können. Nun ereignete sich aber im Mai 1851 etwas, was diese Bläne durchschnitt. Benel lernte in einer Privatgesellschaft eine junge Deutsche kennen, die seit kurzem Lehrerin an einer Zürcher Privatschule war und in den nächsten Tagen als Erzieherin nach Rukland — wo sie ein Engagement angenommen hatte — verreisen wollte. Wenige Tage nachher meldete er seinem Schwager Mörikofer mit großer Berzensfreude, daß er sich mit diesem Kätchen Haill aus Wertheim am Main verlobt habe. Diese plökliche Nachricht wirkte in der Familie wie ein Bombenschlag. Die deutsche Braut, eine hübsche junge Blondine von 21 Jahren, war katholisch und bei den englischen Fräulein in Aschaffenburg ausgebildet. Das bedeutete allerhand: in jener Zeit, wo die konfessionellen Gegensäke sich wieder so verstärkt hatten, soll eine Ratholische gerade in die Familie beiraten, die seit Zwinglis Zeiten in jedem Menschenalter

wenigstens einen protestantischen Pfarrer geliefert hatte! Benel war aber sein Leben lang ein optimistischer Adealist gewesen und ließ sich durch das allgemeine Ropfschütteln in Zürich, Frauenfeld und Schaffhausen nicht irre machen. Von Sochzeitsfestlickteiten wird nicht viel erzählt, und anfangs August kam schon das neue Ehepaar von der Trauung in Wertheim zurück! Wie sehr auch das Elternpaar Kaill, das sieben Töchter hatte, über diese Heirat sich freute, so war doch auch dort der Protestantismus des Schwiegersohnes ein Stein des Anstokes: man nahm die Sache gar nicht leicht. Und fast noch weniger leicht nahm sie der Durchlauchtige Fürst von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in dessen Domänenverwaltungen der Vater Haill amtete. Die Beirat zog vorübergehend eine gewisse Ungnade von fürstlicher Seite nach sich. Trokdem und vielleicht gerade deswegen war die Ebe eine sehr glückliche. In sorgenvollen Jahren bewährte sich die Mutter als eine sehr tapfere Frau, die für den Vater in allen Seschäften wacker mithalf und auch durch ihre ganze Art das etwas kühle Entgegenkommen der Familie und der Schweizerkreise überhaupt in eine wärmere Stimmung verwandelte.

Die Eltern verlebten die ersten Jahre in Frauenfeld in der schön ausgebauten Buchbandlung. Der Vater war nach wie vor viel in Zürich, um dort nach den Geschäften zu sehen. Da zeigte sich Mitte der 1850er Jahre in Jacques Huber ein Mann, der bereit war, den Frauenfelder Teil des Geschäftes zur Hälfte zu übernehmen — zunächst einmal auf drei Jahre. Es wurde dem Vater nicht leicht, auf die Sache einzugehen; nach reiflichem Überlegen kam er aber doch zum Entschlusse, Frauenfeld zu verlassen und nur Zürich beizubehalten. In Zürich hatte er ein großes Haus gekauft; die eine Seite war der Limmat zugekehrt, die andere dem Niederdorf30). Dort richtete er sich geschäftlich ein mit dem Kartenverlag und der Handelszeitung. Die Zürcher beschäftigte damals gerade der Plan einer Quaibaute längs der Limmat. Benel griff sofort schriftlich und mündlich in die Diskussion ein und wehrte sich energisch für das neue Projekt, das dann auch den Sieg davon trug. Im Oktober 1855 erfolgte auch die Übersiedlung der Familie nach Zürich. Damit war ein gewisses, längst angestrebtes Ziel er-

³⁰⁾ Laut gütiger Mitteilung von Dr. h. c. Hans Schultheß war es das Haus zur Hoffnung, heute Limmatquai 112.

reicht. Schon seit Jahren hatte sich Benel immer mehr von Frauenfeld gelöst: die kleinen Verhältnisse genügten ihm nicht mehr: Mörikofer war als Vfarrer nach Sottlieben übergesiedelt: Dr. Kern — der nachmalige Gesandte in Varis — mit dem er eng befreundet war, zog nach Zürich; Rappeler, der ebenfalls dem Benelschen Kreise angehörte, folgte — als Schulpräsident des neuen Eidg. Polytechnikums — Dr. Kern nach. So hatte — trok einigen Bedenken — der Wunsch nach Zürich gesiegt. Freilich war es nicht gerade die Zeit einer Hochkonjunktur. Die zweite Hälfte der 1850er Jahre bedeutete im Gegenteil einen Tiefstand im wirtschaftlichen Leben der Schweiz. Aber vieles war im Werden, und es ließ sich erwarten, daß wieder bessere Zeiten kommen würden. In den 1850er Jahren war das große Ereignis die Eisenbahn, durch welche die Schweiz mit der übrigen Welt in bessere Verbindung kam; und Benel befakte sich viel mit den baulichen Veränderungen, die das neue Verkehrsmittel seiner Vaterstadt bringen sollte. In drei Broschüren31) trat er mit Architekt W. Waser³²) für einen Nordbahnhof ein mit Verlegung der Sibl — und löste damit heftige Kämpfe aus — leider ohne durchzudringen mit diesem weitsichtigen Projekte, das für alle Zeiten den Umbau in einen Durchgangsbahnhof gesichert hätte. Schon zehn Jahre nachher zeigte sich alles in einem anderen Lichte. Man sah nun, daß es sich bei einer Eisenbahn nicht um eine Dorf- oder Stadtstraße handelt, deren Trasse diesem oder jenem Grundbesitzer zuliebe so oder so gelegt werden kann, sondern um eine öffentliche Angelegenheit, die für das ganze Volk und seine Existenzmöglichkeit ausschlaggebend ist!

Freilich erlebten die Eltern Benel diese Zeiten nicht mehr, und so vieles, was Vater Benel richtig plante und mit einem unverwüstlichen Optimismus betrieben hatte, kam erst später zur Auswirkung. Er sah noch, wie das Frauenfelder Geschäft in den drei Jahren des gemeinsamen Betriebes unter der Leitung Hubers gedieb und daß die Thurgauer Zeitung immer

³¹⁾ Zur Beleuchtung der Zürcherischen Bahnhoffrage, Zürich und Frauenfeld 1854, Noch ein Wort zur Zürcherischen Bahnhoffrage, als Manustript gedruckt 1854; Zur Zürcher Bahnhoffrage, lettes Wort 1854.

³²⁾ Willy Fries gedenkt in dem Lebensbild: Architekt Wilhelm Waser, 1811—1866, Zürich 1933, S. 106—146, eingehend der Zusammenarbeit mit Christian Benel.

mehr vom konservativen ins liberale Lager hinüber ging, was für sie geschäftlich vorteilhaft war und auch ihren Einfluß mehrte. Durch die Briefe Beyels in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre zieht sich aber eine gewisse Müdigkeit; nur die Sorge um Weib und Kind veranlaßten ihn auszuharren und auf den begonnenen Wegen weiter zu schreiten. Die Auswanderungsfragen, die bei den schlechten Zeiten in der Luft lagen, beschäftigten ihn stark, und er bearbeitete für eine Gesellschaft einen Siedelungsplan in Texas, erhielt dafür auch das Versprechen auf große Ländereien. Aber es zog ihn nicht dahin: denn er hatte keine Lust — wie seiner Zeit Vetter Bluntschli aus dem Lande zu geben. Dagegen überlegte er sich zuweilen, ob er vielleicht doch seine umfassenden wirtschaftlichen Renntnisse im Staatsdienste verwerten sollte. Alle diese Gorgen und Pläne wurden — ganz unerwartet — durch eine höhere Hand zu nichte gemacht, wie folgende zwei kurze Anzeigen — an Mörikofer gerichtet und unterzeichnet Cammerer — dartun:

Bürich, 7. Januar 1858.

Im Namen Herrn Beyels, meines lieben Prinzipals, der gegenwärtig krank darnieder liegt, erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen den heute früh 9 Uhr nach kurzem Krankenlager erfolgten Tod der lieben Frau Beyel anzuzeigen. Die Beerdigung ist auf Sonntag vormittag angesetzt.

Bürich, 9. Januar 1858.

Bu meinem großen Bedauern muß ich Ihnen im Auftrage des Herrn Pfarrer Beyel, der gegenwärtig hier ist, wieder eine traurige Nachricht melden: daß gestern abend zwischen 7 und 8 Uhr Herr Beyel schnell aus dem Leben geschieden ist. 33) Indem ich Sie zum Begräbnis auf Montag 4 Uhr einzuladen beauftragt bin, empsehle ich mich Ihnen ergebenst.

Über das für die drei Waisenkinder schicksalschwere Ereignis gibt Dr. Beyel folgende Darstellung: Als Todesursache

³³⁾ Im Hist. Viograph. Lexikon der Schweiz II, S. 220 ist das Todesjahr unrichtig mit 1885 angegeben. Leider wurde dieser Druckfehler bereits von anderen übernommen.

wurde bei der Mutter Benel "Nervenfieber" angegeben, mit welchem Namen man damals allerlei Krankbeiten bezeichnete, die heute bei genauerer Indikation verschiedene Benennungen tragen. Vater Benel, der schon längere Zeit leidend war, hatte einen "Blutsturz". Der plötliche Tod der beiden Eltern, die gemeinsam im Geschäft tätig waren, bedeutete für dieses eine Ratastrophe, zumal das persönliche Element gerade im Verlagsgeschäft eine sehr große Rolle spielt und zudem in der Familie niemand war, der sich der Sache annehmen konnte. Onkel Heinrich Benel — ein kranker Mann — war für jedes Zugreifen im praktischen Leben ungeschickt. Mörikofer hatte sich seit 1851 mehr und mehr zurückgezogen und lebte als Pfarrherr in Gottlieben, wo ihm das geistliche Amt viel Zeit zu seinen historischen Studien ließ. Für Huber in Frauenfeld lief im Sommer 1858 die erste dreijährige Vertragsperiode ab, und in seinem Interesse lag es, sich vom Bürcher Geschäft ganz loszulösen; die Bedingungen stellen konnte nun er. Go war es das Gegebene, daß die Waisenbehörde die recht verwickelten Verhältnisse ordnete und Haus, Verlag, Buchhandlung usw. so gut und so schnell als möglich verwertete. Alles, was sonst von den Eltern auf die Kinder übergeht — Silber, Hausrat, Andenken... — wurde veräußert. Später erhielt ich eine Anzahl Briefe, welche die beiden Brüder Benel — Vater und Onkel an Mörikofer gerichtet hatten. Vieles mag unter dem Werte verkauft worden sein. Das Haus in Zürich beispielweise wurde bald nachher um viele tausend Franken höher weiter gegeben; der Zürcher Verlag kam in verschiedene Hände; manches Stück ist heute nicht mehr aufzutreiben. Durch das Entgegenkommen von Freunden gelang es, für die Kinder noch eine kleine Summe zu retten. So sab die Lage der drei kleinen Waisen recht trostlos aus. Aber der liebe Gott hat durchgeholfen. Später erzählte mir Onkel Mörikofer an einigen Abenden im Rusammenhange die Familiengeschichte der Benel, sprach über das Leben meines Vaters, über seine Pläne und über das tragische Ende. Nach diesen Quellen und einzelnen Mitteilungen von damals noch lebenden Freunden und Bekannten meines Vaters wurde diese sehr unvollständige Geschichte meiner Vorfahren schweizerischer Seite niedergeschrieben. Ich schließe sie mit einer kurzen Charakterisierung meines Vaters:

"Sein Bild mit dem offenen, ehrlichen Sesicht hängt über

meinem Schreibpult. Die braunen, lebhaften Augen verraten einen Mann von Intelligenz, aber auch von vielem Temperament. Er ist kein bedächtiger und vorsichtig berrechnender Bürcher. Eine leise Aronie spielt um seinen Mund, die ihm wohl vielfach Beifall warb, aber nicht immer Freude machte. Er soll ein guter Gesellschafter gewesen sein, und in Usteris Vikari wird erwähnt, daß er trefflich Klavier spielte und bei seinen Besuchen gelegentlich ein Stück vortrug. Von der Mutter her hatte er Schaffhauser Blut in den Adern. In Schaffhausen wuchs er auf, am Rheine — wo die Reben wachsen. Dort ist bekanntlich der Menschenschlag etwas beweglicher als in Zürich — der Stadt der ernsten Reformation. Freilich bringt diese Beweglichkeit oft eine gewisse Unruhe mit sich. Diese war freilich dem Vater bei seinen geschäftlichen Unternehmungen und Planen gefährlich und bereitete ihm manche Enttäuschung in Dingen, die richtig ausgedacht waren, aber der Zeit vorgriffen. Dazu kam, daß in der Familie gar keine Seschäftstradition war. So sahen auch die Familienglieder mit einem gewissen Erstaunen und Schrecken auf die Benelschen Pläne; ja Mörikofer konnte gelegentlich Christian Benel und Raspar Bluntschli in einem Atemzuge als Phantasten bezeichnen. Ich erblicke in ihnen zwei optimistische Adealisten, die einen größeren Wirkungskreis erstrebten. Bluntschli fand, was er suchte, in Deutschland. Mein Vater mutete sich körperlich zu viel zu und rieb sich in den damaligen kleinen schweizerischen Verhältnissen auf. In religiösen Fragen konservativ, in wirtschaftlichen fortschrittlich war er kaum in einer Vartei unterzubringen. In keine Schablone passend — mußte er im Leben ein Rämpfer werden, der sich für seine Ideale einsetzte und daneben stets genötigt war, den Rampf um seine Existenz zu führen. Was ich persönlich über ihn von alten Freunden hörte, machte mir stets einen durchaus sympathischen Eindruck. Es blieb das Bild eines tüchtigen und strebsamen Mannes, der zu frühe aus dem Leben abberufen wurde und nicht erreichte, was er anstrebte. Sein Wollen war aber stets von edler Gesinnung getragen, und seine Mitbürger haben dies auch anerkannt. Daher war mir von meiner Jugend an das Andenken meines Vaters teuer. Ich hörte von ihm — gleichwie von meiner Mutter — stets nur Gutes, und es war mir ein Herzensbedürfnis, dies hier niederzuschreiben."

6. Dr. Christian Benel-Schalch, 1854—1941

war gleichwie sein Vater eine komplizierte Natur. Nach dem Lesen seiner Lebenserinnerungen versteht man ihn besser. Er hat sie denn auch offenbar nicht bloß aus dem Bedürsnis heraus geschrieben, die Geschichte seines Geschlechtes darzustellen, sondern vor allem, um sich und den Seinen über das eigene Leben Rechenschaft zu geben. Schon die wenigen Zitate zeigen deutlich, mit welchem tiesen Ernst er sich stets zu den Problemen des Lebens stellte. Gleichwohl ist es wahrscheinlich nicht selten vorgekommen, daß man ihn da und dort verkannte, wenn er mit geschlifsenem Munde den Streithahn markierte, während er doch in Wirklichkeit ein herzensguter Mensch mit besten Manieren war und die Opposition sehr oft nur zur Belebung der Diskussion vertrat. Die Herren vom alten Zürich, die ihn gut kannten, wußten den Wert dieses ebenso gediegenen wie beschwidenen Mannes zu schäßen. Vor allem sein Freund F. O.

Pestalozzi hielt große Stucke auf ihn.

Nach dem raschen Tode der beiden Eltern waren die drei Rinder an Verwandte verteilt worden. Der erst drei Rahre alte Christian kam nach Wertheim am Neckar in die liebevolle Obbut der Großeltern und der zahlreichen Tanten und Onkel. Hier wurde dem Kleinen eine sorgfältige Erziehung zuteil; ja die gut katholische Familie Baill sorgte sogar gewissenhaft dafür, daß er in der Schule evangelischen Unterricht genießen konnte. An Wertheim erlebte er die beiden Ariege von 1866 und 1870/71; mit der übrigen Augend begrüßte er das Raiserreich und schwärmte für Bismarck. Der Bau der Eisenbahn erweckte in ihm den Wunsch Angenieur zu werden; und da er in der Mathematik stark war, so schien dieser Wunsch gerechtfertigt; aber die rein humanistische Ausbildung des Wertheimer Cymnasiums war dafür nicht geeignet. So kehrte er im Herbst 1871 nach Bürich zurück und besuchte den Vorkurs am Poly, der diese Lücke ausfüllte. Am folgenden Aabre trat er in die Angenieurschule und machte 1876 das Diplom. Für Ingenieure waren indessen damals die Aussichten schlecht: die schweizerischen Hauptlinien waren erstellt, die Gotthardbahn stand vor einer Rrisis, und die Nationalbahn trat mit der Nordostbahn in Ronkurrenz. Ammerhin batte die NOB noch ein Bahnstück von Baden nach Niederglatt — nebst dem Umbau der Limmat-

brücke bei Wettingen — zu vollenden. Bei diesen Arbeiten fand er Beschäftigung; als sie jedoch schon nach einem Jahre fertig waren, sah sich die NOV infolge finanzieller Schwierigkeiten genötigt, von der Ausführung weiterer Bauten abzusehen und das Versonal zu entlassen. Christian Benel hatte in dem Kahr der Praxis den Eindruck erhalten, daß er hiefür nicht besonders begabt sei. So entschloß er sich, den Ingenieurberuf aufzugeben und seine mathematische Ausbildung zu vervollkommnen. Es wurde ibm von befreundeter Seite möglich gemacht, während drei Semestern die Universität Göttingen zu besuchen und unter Leitung von Professor Schwarz, bei dem er schon am Voly Mathematik gehört hatte, sich noch weiter auszubilden. Im Herbst 1878 nach Zürich zurückgekehrt, wurde er Assistent von Professor Fiedler für darstellende Geometrie und Geometrie der Lage. Diese Beschäftigung — Leitung der Reichenfäle, Abhalten von Repetitorien usw. — sagte ihm zu und ließ ihm auch noch Zeit, um im Januar 1882 an der philosophischen Fakultät der Universität den Doktorgrad zu erwerben. Im folgenden Jahre habilitierte er sich für Mathematik in geometrischer Richtung am Voln. Nebenher veröffentlichte er in der Zeit bis 1914 sechsundzwanzig Abhandlungen mit zahlreichen Figuren.

Dieser Darstellung des Werdegangs und der Entwicklung lasse ich noch einige Mitteilungen folgen, die ich "persönlichen Notizen" entnahm, die Dr. Christian Benel mir — dem weitläufigen "Vetter" — nach einem Aufenthalte in Gersau am 14. Juli 1935 zustellte. "Mit der Anstellung am Poly (1878) kehrte ich wieder dauernd nach Zürich zurück und suchte ein richtiger Schweizer zu werden. So ganz gelang es mir indessen nicht; denn ich hatte das Zürichdeutsch, das ich mit drei Jahren sprach, verlernt und brachte es nie mehr ganz zustande. Die Rehllaute waren im Frankenlande abgeschliffen worden; im Wortschak hatte ich vom Großvater böhmische und von der Großmutter barrische Anklänge erworben, und in Zürich wurde ich immer als Deutscher tariert. Trokdem nahm ich die alten Bürcher Beziehungen wieder auf, was mich in der Folge auch veranlaßte, meine weltanschaulichen Befte zu revidieren. Es wurde mir zur Überzeugung, daß die in der heiligen Schrift gegebenen Offenbarungen die Voraussekungen für unser irdisches Leben sind, weil dieses eine Bindung an Gott und jene



V Chr Beych.

transzendenten Wahrheiten bedarf. Aur so wird uns das Leben lebenswert und die Verantwortung tragbar, die es uns auferlegt. Dies wurde mir besonders klar, als ich eine Familie gründete und mir dabei das Los aufs Lieblichste siel. Im Jahre 1889 heiratete ich Lydia Schalch von Schafshausen, die mit ihren zwei älteren Schwestern auf dem elterlichen Landgut Rieth wohnte. Sie stimmte mit mir in der christlichen Weltanschauung vollkommen überein. Im folgenden Jahre wurde uns ein Sohn Franz geschenkt, dem leider keine weiteren Rinder folgten..." Die Ehe war und blied jedoch eine sehr glückliche, die Christian Beyel in seinem 86. Altersjahre am 16. Januar 1941 bei normaler Sesundheit und klarem Verstande vom Tode erreicht wurde. — Bescheiden wie der Vater war auch der Sohn

7. Dr. Franz Benel, 1890—1942.

An seinem ganzen Wesen mehr ein Schalch als ein Benel, glich er auch äußerlich eber der Mutter als dem Vater. Seiner Bescheidenheit entsprechend beschränke ich mich auf einige wenige Mitteilungen. Nach einer im Elternhause und bei seinen beiden ledigen Tanten in Schaffhausen verlebten schönen Jugend, besuchte er das Zürcher Symnasium und studierte dann an den Universitäten Berlin und Zürich deutsche Philologie. Nachdem er mit einer bemerkenswerten Dissertation über Sottfried Rellers "Grünen Heinrich" den Doktor gemacht hatte, erhielt er durch Professor Adolf Freys Vermittlung den ehrenvollen Auftrag, C. F. Meners Nachlaß zu ordnen. Die Übernahme weiterer derartiger Arbeiten, die ihn der akademischen Karriere entgegengeführt hätten, lehnte er ab und bewarb sich — seiner Neigung entsprechend — 1916 in Basel mit Erfolg um eine Seschichtslehrerstelle an der oberen Realschule, um dann später an die Diplom- und Maturitätsabteilung der dortigen Handelsschule hinüberzuwechseln. Dr. Franz Beyel war sehr intelligent und beherrschte den Stoff, den er dozierte, souverän. Er soll denn auch nicht bloß ein sehr guter und äußerst beliebter Lehrer, sondern für die begabteren Schüler auch ein feinsinniger Mentor in der Literaturgeschichte gewesen sein. Sein Sprachtalent hatte sich — ganz im Gegensatz zum Vater — bei ihm schon gezeigt, als er — der von Mutter und

Tanten her die Schaffhausersche Aussprache gewohnt war in der Zürcher Schule sofort zum breiten Stadtdialekt überging. Das gleiche Talent machte es ihm in Basel möglich, in kürzester Zeit so perfekt "baselditsch" zu sprechen, daß man ihn für einen geborenen Basler halten konnte. Go bekam er denn auch bald eine Basserin aus gutem Hause zur Gattin, die ihm bei der ersten Geburt zwei Mädchen und bei der zweiten noch ein drittes Mädchen schenkte. Franz Benel war ein mustergültiger Familienvater; Frau und Kinder waren seine Freude und seine Erquickung nach des Tages Arbeit. Aber auch ein intimer Freundeskreis, den er in erster Linie unter seinen Rollegen suchte und fand, war ihm ein Herzensbedürfnis; und wer seine Freundschaft gewann, der hatte nicht auf Sand gebaut. Vom Vater hatte der Sohn den Widerspruchsgeist geerbt. Er liebte die Diskussion und vertrat in der Regel die Minderheit, was bei seiner dialektischen Gewandtheit — nebst Sinn für Humor und Fronie — die Unterhaltung anregte und belebte. Sehr rasch hatte er auch die baslerische Kunst sich angeeignet, für gesellschaftliche Anlässe ein wikiges "Stiggli" zu fabrizieren und dabei — wenn immer möglich — die Zuhörer "liebevoll" mit hineinzuziehen. Aber nicht nur in Basel, sondern auch in Bürich glänzte er mit seiner Unterhaltungskunft, so an der silbernen und der goldenen Hochzeit seiner Eltern; auch mag ich mich daran erinnern, daß er schon während seiner Studienzeit ein eifriges Mitglied der Constaffel war und einmal am Sechseläuten im Namen der Aungen eine reizende Rede gehalten hat.

Deshalb ist es kein Wunder, daß sein plötlicher Tod überall eine schmerzliche Lücke hinterließ. Da er schon als Knabe an einem Herzsehler litt, kam der Sichelmann für ihn nicht überraschend. Als stiller Dulder sah er dem kommenden Schicksal in stoischer Ruhe entgegen — wahrscheinlich auch, ohne irgendwie sich dadurch beeindrucken zu lassen, daß mit ihm der letzte Sprosse eines alten Zürcher Seschlechtes dahin schied.